

sport / boxer als heldengestalt / sportreporter paul laven / sport im kino / 1. internationale arbeiterolympiade / sport und mode / fechterin helene mayer / ausstellung „neue sportbauten“ / olympische spiele in frankfurt / olympisches dorf münchen / leistikow-adler im stadion



in dieser ausgabe

03 editorial

Andrea Jürges

04 thema

Schönheit, Sachlichkeit, Ritterlichkeit –
Der Boxer als Heldengestalt der Zwanziger Jahre
Helen Barr

08 thema

Der Sport geht auf Sendung
Sabine Hock

11 thema

Der frühe Sportfilm zwischen gesellschaftlichem
Aufbruch und monumentalem Körperkult –
„Wege zu Kraft und Schönheit“ (1925)
Dorothee Linnemann

14 thema

Die 1. Internationale Arbeiter-Olympiade
Frankfurt am Main
Helga Roos

17 thema

Sport und Mode – Der Kampf der Frauen
um die Bewegungsfreiheit
Maren Christine Härtel

20 thema

Helene Mayer und ihre Fotografinnen
Nini und Carry Hess
Ulrike May

22 thema

„Neue Sportbauten“ – Beiträge des „Neuen Frank-
furt“ für die Schweizer Ausstellung von 1931
Jörg Schilling

26 interview

Die Siedlung Höhenblick aus der Perspektive eines
kleinen Mädchens
Interview mit Ruth Müller

28 thema

Die Bootswerft Leux und Ferdinand Kramer
Dieter Wesp

30 thema

Das Bootshaus der Universität –
Am Wasserweg ost-westlich
Konrad Elsässer

32 thema

Fünf Ringe für Frankfurt – Über zwei Anläufe, die
Olympischen Spiele an den Main zu holen
Philipp Sturm

35 thema

Das grünste Dorf Münchens
Natalie Heger

38 thema

Das neue Leben des Leistikow-Adlers
Dieter Wesp

40 ernst-may-gesellschaft / forum neues frankfurt

The ernst-may-gesellschaft is a Member of the Iconic
Houses Network
Natascha Drabbe

43 tel aviv – frankfurt

Potentials for World Heritage Modern Sites in Israel
Eran Mordohovich

46 ernst-may-gesellschaft / forum neues frankfurt

Heiße Sommer gestern und heute. Ein Sonnenschutz
aus den 1920er Jahren als Vorbild für heute?
Christina Treutlein

48 Lieblingsfoto der redaktion

50 ernst-may-gesellschaft / forum neues frankfurt

„Inside Aleppo“ – Eine Fotografie-Ausstellung
in der Römerstadt
Rami Tawil

52 ernst-may-gesellschaft / forum neues frankfurt

55 impressum

*Trotz intensiver Recherchen war es nicht immer möglich, die
Rechteinhaber*innen einzelner Abbildungen zu ermitteln.
Rechteinhaber*innen solcher Abbildungen bitten wir, mit uns
Kontakt aufzunehmen.*

Titelbild: Schwergewichtsboxkampf Max Schmeling (links) gegen den Dänen Robert Larsen auf der Radrennbahn am 8. Mai 1927. Schmeling siegte über zehn Runden nach Punkten. Die Radrennbahn im Stadtwald wurde 1922–25 von Max Bromme und Gustav Schaumann errichtet und 2002 für einen Parkplatz abgerissen. (Foto: Georg Schmidter; ISG, S7Z-1927-51)



Liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde der ernst-may-gesellschaft,

laue warme Sommernächte locken nun nach draußen. Die dunkle Zeit bis hierhin haben wir genutzt und aus der Pandemie-Not entstand die Online-Reihe „Kontext, Kontrast, Kontinuität“, die monatlich unterschiedliche Aspekte im Umgang von Denkmalschutz und Stadtentwicklung beleuchtete. Und diese Reihe strahlte weit über Frankfurt hinaus: die internationale Kooperation des Deutschen Architekturmuseums und der ernst-may-gesellschaft mit dem Max-Liebling-Haus – White City Centre in Tel Aviv sowie ICOMOS, DOCOMOMO und dem Frankfurter Stadtplanungsamt lud Redner*innen aus der ganzen Welt in die Arbeits- oder Wohnzimmer aller interessierten Zuschauer*innen. Über Markthallen, Weltkulturerbestätten, das Neue Frankfurt und die Weiße Stadt Tel Aviv, Architektinnen und Dachnutzungen entspannen sich mit hochkarätigen Vortragenden über die Kontinente hinweg anregende Diskussionen. So berichtete z.B. Sheridan Burke aus Sydney vom „Conservation Management Plan“ für das dortige Opernhaus, in dem niedergelegt ist, welche Bereiche wie behandelt werden können. D.h. welche Elemente – u.a. die berühmte Fassade – originalgetreu erhalten werden müssen und welche Bereiche den heutigen Anforderungen angepasst werden können – z.B. für Barrierefreiheit. Ist so ein Vorgehen auch sinnvoll für die Siedlungen des Neuen Frankfurts oder eignet sich dies nur für große Projekte?

Dieser regelmäßige, internationale Austausch wird von allen Seiten als ein großer Gewinn betrachtet und stellt einen Beitrag zum 40-jährigen Jubiläum der Städtepartnerschaft von Tel Aviv und Frankfurt dar. Hoffentlich können wir die geplante Publikation, die die Erkenntnisse zusammenfasst, mit einem Präsenz-Event im DAM, im Forum Neues Frankfurt und im mayhaus mit Gästen aus Israel feiern. Zusammen mit einem weiteren Baustein der Städtepartnerschaft: Oberbürgermeister Peter Feldmann initiierte die Schenkung einer Frankfurter

Küche an Tel Aviv. Die Küche wird aktuell unter Federführung der ernst-may-gesellschaft restauriert und nach Fertigstellung im Max-Liebling-Haus installiert.

Nun aber zum maybrief: Max Schmeling im Boxring auf dem Cover zeigt es, das Heft steht nicht im Zeichen der Frankfurter Küche. Rund ein Dutzend Autor*innen haben sich in diesem Sommer dem Thema Sport gewidmet. Aus unterschiedlichen Richtungen nähern sich Fachleute diesem Schwerpunkt an und befassen sich mit Körperkult und Körperfotografie, der medialen Darstellung und Vermittlung von Sportereignissen, gebauten und gescheiterten Olympia-Träumen, Fankultur im Frankfurter Waldstadion und natürlich auch mit der Architektur von Sportstätten.

Außerdem bereichern zwei Autor*innen aus dem Netzwerk „Kontext, Kontrast, Kontinuität“ das aktuelle Heft. Eran Mor-dohovich (ICOMOS Israel) stellt die israelischen Güter für ein zukünftiges Weltkulturerbe vor und Natascha Drabbe berichtet über das Iconic Houses-Netzwerk, dem sich das mayhaus dieses Jahr angeschlossen hat. Der neue maybrief zeigt, dass sportliche Wettkämpfe, der Schutz des kulturellen Erbes und internationaler Austausch zur Völkerverständigung beitragen. In diesem Sinne: Ring frei!



Andrea Jürges
Stellv. Direktorin des Deutschen Architekturmuseums

Schönheit, Sachlichkeit, Ritterlichkeit – Der Boxer als Heldengestalt der Zwanziger Jahre

Von Helen Barr, Frankfurt am Main

Boxkämpfe gehörten in der Weimarer Republik zu den beliebtesten Großereignissen, vor allem in der Metropole Berlin. Standen die spektakulären Events im Sportpalast auf dem Programm, waren innerhalb weniger Tage alle 15.000 Platzkarten restlos ausverkauft

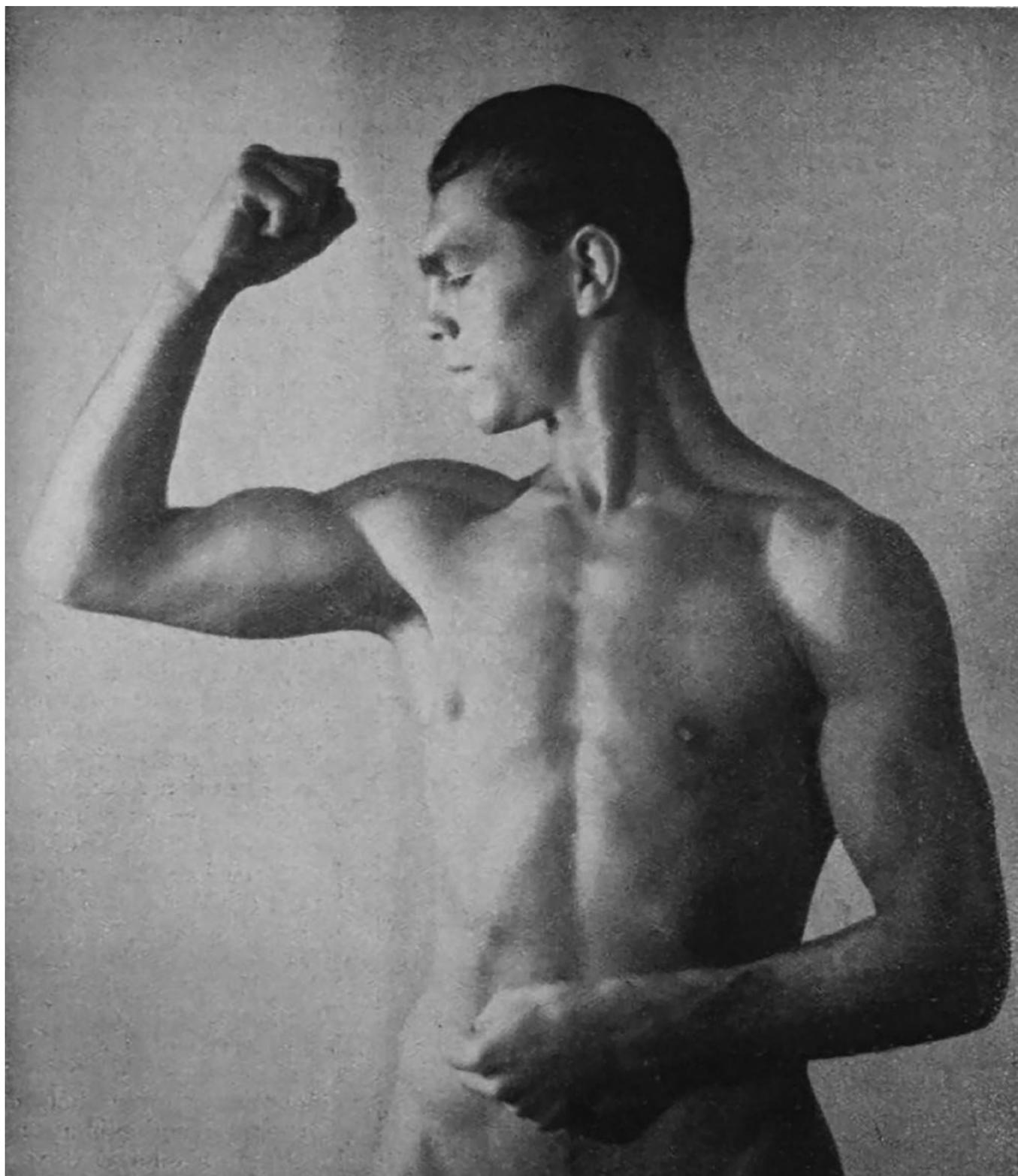
Hans Breitensträter, Hein Domgörgen, Paul Samson-Körner, Franz Diener und Max Schmeling wurden aber auch außerhalb des Rings gefeiert und verehrt, waren präsent in Presse, Rundfunk und Film. Bewundert für ihre körperliche wie mentale Stärke, ihren Kampfeswillen und ihre Disziplin, galten sie als Inbegriff eines neuen Heldentypus. *„In Wirklichkeit ist das Boxen der logischste, naturgemäße und geistigste Wettkampf, das stärkste Training zur Widerstandsfähigkeit, die Erziehung des waffenlosen Körpers zur Waffe“*, formulierte es Egon Erwin Kisch 1928. Ihre Popularität verdankte diese Sportart jedoch maßgeblich einzelnen Protagonisten, die dem Boxsport in der Öffentlichkeit ein Gesicht – und mehr noch: einen Körper – gaben. Während selbst Schwimmer in der Zwischenkriegszeit noch in züchtiger Kleidung zum Wettkampf antraten, zeigten Boxer stets viel nackte Haut. Das Heroische verband sich so eng mit dem Erotischen; Boxer wurden ebenso von Frauen wie von Männern bewundert und begehrt. Die leidenschaftliche Verehrung ging dabei durch alle Gesellschaftsschichten: Physische Schwerstarbeit und mentale Stärke, strenge Selbstdisziplin und explosive Kraft machten den Boxer zu einer ambivalenten, aber auch vielseitig kompatiblen Projektionsfläche.

In den sportbegeisterten Zwanziger Jahren kam dem Boxsport so eine besondere Stellung zu, und dieses Phänomen gilt es im Folgenden unter Rückbezug auf historische Stimmen und Bilder ansatzweise nachzuzeichnen. Die Erfolgsgeschichte des Boxsports in der Weimarer Republik begann fast unmittelbar mit dem Ende des Ersten Weltkriegs, als 1918 erstmals reichsweit öffentliche Kämpfe offiziell er-

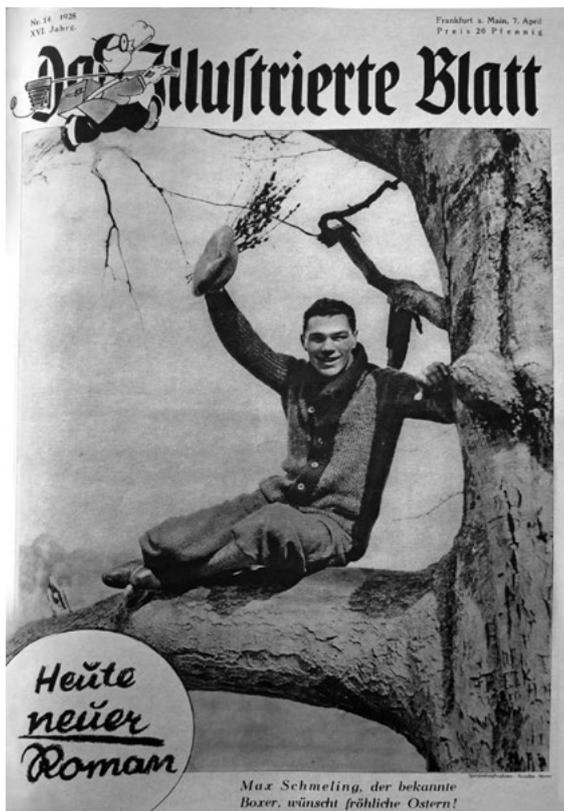
laubt wurden. Berufsboxen entwickelte sich hier zu einer Möglichkeit, aus einfachen Verhältnissen aufzusteigen und mit dem Einsatz des eigenen Körpers Geld zu verdienen – und dies nicht nur bei professionellen Wettkämpfen. Durch Auftritte in Vergnügungsparks und Selbstvermarktung als „Kraftmenschen“ rückten Boxer vielfach in die Nähe des Skurrilen und Halbseidenen, spielten aber auch immer mit dem Mittel zur Selbsterfindung als Kunstfigur. Die Generation der ersten deutschen Profiboxer hatte ihre Technik weitgehend in der englischen Kriegsgefangenschaft gelernt, die Sportler wurden daher auch nach dem Internierungslager auf der Isle of Man als „Knockaloe Boxer“ bezeichnet. Damit haften dieser Riege zugleich auch das Image des siegreich Überlebenden an, der sich gegen alle Widerstände ‚durchgeboxt‘ hat.

Im Amateursport stand bei der modernen Version des antiken Faustkampfes hingegen die vielseitige ‚Leibesübung‘ im Vordergrund. In Frankfurt bot die TuS Eintracht um 1920 neben Schwimmen, Tennis, Turnen, Leichtathletik und verschiedenen Mannschaftssportarten auch Boxen an, und bei der 1925 in der Stadt ausgetragenen 1. Internationalen Arbeiter-Olympiade wurden Boxwettkämpfe neben Ringen, Gewichtheben und Tauziehen in der Sparte der Schwerathletik ausgetragen.

Rasch wuchs in der Zwischenkriegszeit zudem das Interesse an Theorie und Praxis des Boxsports, was sich an entsprechenden Fachpublikationen ablesen lässt. Das Journal *Sport im Bild – Das Blatt der guten Gesellschaft* (!) widmete der



Max Schmeling in Pose (Foto: Lili Baruch, UHU, 3/1927/28)



Max Schmeling (Foto: Sasha Stone;
Titelseite Das Illustrierte Blatt, 14/1928)

Sportart mehrfach eigene Themenhefte, hinzu kamen neue spezialisierte Zeitschriften wie die *Box-Woche* und der *Boxsport*, aber auch zahlreiche Buchpublikationen: So veröffentlichte der Braunschweiger Verlag Gustav Hager ab 1922 seine mehrbändige *Knockout-Bibliothek* – um nur einen besonders reizvollen Titel aus der langen Reihe an Fachliteratur zu nennen.

Für die Präsenz des Boxsports in weiten Kreisen der Weimarer Republik sorgten jedoch vor allem die neuen Massenmedien. Im Kino, in populären Wochenjournalen, aber auch in eher elitären Magazinen war der Boxer eine beliebte Gestalt. Der von Alfred Flechtheim 1921 gegründete *Querschnitt* gehörte in der Weimarer Republik zu den Magazinen, die vorrangig ein künstlerisch interessiertes Publikum adressierten, sich aber bald zu einem Lifestylemagazin der intellektuellen Oberschicht entwickelte. Von Anfang an galt die Berichterstattung der Kultur und dem Sport, und hier besonders dem Boxsport. Ein Artikel von Max te Kloot im ersten Jahrgang der Zeitschrift endet mit einer geradezu

programmatischen Erklärung: „*Der Querschnitt* hält es für seine Pflicht, den Boxsport auch in den deutschen Künstlerkreisen populär zu machen. In Paris sind Braque, Derain, Dufy, Matisse, Picasso, de Vlammick begeisterte Anhänger und Rodin fehlte in kaum einem Kampf.“ Dies nahm sich offenkundig auch der Schriftsteller Hermann von Wedderkop vor, wendete 1921 den Blick aber auf die Privatperson. Den Bericht von seinem Besuch bei Hans Breitensträter veröffentlichte er im gleichen Jahr auch in der *Weltbühne*. Die lakonisch-komische Schilderung macht aus der Begegnung mit dem Star-Boxer eine regelrechte Filmszene: „*Hans wird gerufen und kommt, ein fester Ball, mechanisiertes Wunder, die Treppen herunterkugelnd, ins Zimmer herein. Lehnt vor uns, an einem kleinen dummen zerbrechlichen Schreibtisch, den er elastisch schont, gleichgewichtschwebend. Blond, blau, Gold an Zähnen, eine verhaunene, im Wirbel herumgedrehte Nase, frisch, riskieren wir kurz ‚jünglingsstark‘, gebräunt, gestärkt durch Schläge, Training. Zum Bewundern sachlich hingestellt.*“

Mit seiner physischen Präsenz, die Kraft und Leichtigkeit vereint, scheint der Boxer die ideale Filmfigur, und tatsächlich hatte Hans Breitensträter im selben Jahr auch sein Leinwanddebüt – zunächst noch als Stuntman in *Der Held des Tages*, ein Jahr später dann mit der ersten eigenen Rolle in *Der Herr des Todes*. Seine Kollegen folgten ihm nach: Kurt Prenzel (auch dank seiner Frau Fern Andra, einer Schauspielerin mit eigener Produktionsfirma) und vor allem Max Schmeling werden rasch zu neuen Filmstars. Befördert wird ihre Popularität noch zusätzlich durch zahlreiche Fotografien, die den Boxerkörper in hoherentischen Aktbildern zelebrieren und in verschiedenen illustrierten Zeitschriften erscheinen. Dies ist in vieler Hinsicht bemerkenswert, nicht zuletzt, weil es häufig Fotografinnen sind, die für das Bildmaterial sorgen. Frieda Riess' Aufnahmen von Erich Brandl erscheinen – wenig überraschend – im *Querschnitt* (Heft 9/1925), Lili Baruchs Fotografie von „Max Schmeling in Pose“ hingegen ging geradezu viral: Publiziert wurde sie erstmals 1927 auf dem Titelblatt von *Boxsport*, danach in dem populären Magazin *UHU*, aber auch in der Fachzeitschrift *Sport und Sonne*. Nach Max Schmelings erster USA-Tournee wird die Aufnahme 1929 erneut in der illustrierten *Sport und Gesundheit* veröffentlicht.

Aus Hans Breitensträter wurde indes auch der schreibende Boxer: Im *Querschnitt* erschienen mehrere autobiografische Berichte, und Hermann von Wedderkop nannte ihn 1923 sogar einen „Mitarbeiter“ des Magazins. Ein Jahr zuvor hatte Breitensträter den Querschnittlern im Plauder-

ton von seiner Niederlage im „Mailänder Kampf“ berichtet: *„Also, ich bin in Italien gewesen und habe in Mailand einen Kampf gegen den Meister aller Klassen Italiens, Herrn Erminio Spalla, verloren und will mich nicht deshalb entschuldigen, aber es interessiert vielleicht Ihre Maler, die ja alle Boxfreunde sind, über ihn etwas zu hören.“* Tatsächlich machten bildende Künstlerinnen und Künstler in den 1920er Jahren den Boxer vielfach zum Motiv ihrer Arbeiten, weil sie in ihm den perfekten „Körperbildner“ sahen – Rudolf Grossmann gestaltete die Grafikmappe *Die Boxer* (1921), Renée Sintenis nahm Erich Brandl (1925) und Paul Wallner (1933) zu Modellen für Bronzefiguren, George Grosz porträtierte 1926 Max Schmeling in Öl. Doch auch Schriftstellerinnen und Schriftsteller erwiesen dem Boxsport ihre Hommage. Bert Brecht veröffentlichte seinen Fragment gebliebenen Roman *Der Lebenslauf des Boxers Samson-Körner* 1926 in *Scherl's Magazin*. In Vicky Baums *Menschen im Hotel* (1929) erlebt der todkranke Provinzbuchhalter Otto Kringlein seinen ersten Besuch eines Boxwettkampfes als geradezu ekstatischen Rauschzustand. Für den realen, aber nicht weniger legendären Kampf zwischen Max Schmeling und Franz Diener im April 1928 schrieben Carl Zuckmayer, Egon Erwin Kisch, Friedrich Hollaender und andere prominente intellektuelle Beiträge für das Programmheft.

„Schönheit und Ritterlichkeit“ attestierte Arthur Bülow 1922 in der Fachzeitschrift *Sport im Bild* den deutschen Boxern, denn dieser Sport *„verlangt eine hohe Summe von Kraft, Intelligenz, Mut, Entschlossenheit und Geistesgegenwart, und dies in weit stärkerem Maße als jede weitere Sportart.“* (Bülow wird übrigens später Max Schmelings Manager und begleitet ihn 1928 auf dessen erster Fahrt in die USA.) Der Sportjournalist Willy Meisl beobachtete 1925 *„im Ringe [...] noch etwas wie Ritterlichkeit, die sonst unserer Zeit fremd geworden ist“*, dort *„bildet sich der Mann, dort wird der Junge erzogen, beides zu können, Erfolge zu erkämpfen und Mißerfolge zu tragen, mit allen erlaubten Mitteln den Sieg zu erstreiten und doch ohne Rückhalt die Überlegenheit des anderen anzuerkennen.“* Mentale Stärke, Konzentration, Durchhaltewillen, Moral, aber auch Fairness und Korrektheit sind wiederkehrend genannte Eigenschaften eines erfolgreichen Boxers, die den Eindruck vom disziplinierten Einzelkämpfer noch unterstreichen. In der populären Presse wurde indessen eher das Image vom umgänglichen, familienfreundlichen Sportstar aufgebaut; Homestories, Reportagen und Exklusivinterviews geben Einblicke in das private Leben, zeigen den nahbaren Erfolgsboxer, dem jede Allüren fremd zu sein scheinen. So begrüßt

Max Schmeling 1928 in einer Fotografie von Sasha Stone von der Titelseite des Frankfurter *Illustrierten Blatts* und wünscht der Leserschaft – *„fröhliche Ostern!“*.

Insgesamt ist es wohl gerade dieser Facettenreichtum, dieses Oszillieren zwischen dem Status als einsamer Kämpfer im Ring und nahbarem Kumpel im Alltag, die das Publikum faszinierte. Ob dies mehr Erzählung oder Wahrheit ist, spielte für die Popularität des Boxers letztlich keine Rolle. Er bleibt: ein Phänomen.

Die Autorin

Dr. Helen Barr ist Kunsthistorikerin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität Frankfurt am Main.



Zum Weiterlesen

Hermann von Wedderkop: Hans Breitensträter, in: *Der Querschnitt*, 4/5/1921

Alfred Flechtheim: Die Gladiatoren, in: *Der Querschnitt*, 1/1926

Beides online unter: www.illustrierte-presse.de

Hans-Ulrich Gumbrecht: 1926. Ein Jahr am Rand der Zeit. Frankfurt am Main 2003.

Erik N. Jensen: *Body by Weimar. Athletes, Gender, and German Modernity*. Oxford 2010.

Der Sport geht auf Sendung

Von Sabine Hock, Frankfurt am Main

Der Sport bot dem neuen Medium Rundfunk in den 1920er Jahren ein ideales Experimentierfeld. Pionier auf dem Gebiet der Sportberichterstattung beim Frankfurter Sender war Paul Laven (1902-1979). Er gilt sogar als der Erfinder der Sportreportage im Radio. Aber war er das wirklich?

„Bilder von der Mainregatta“ standen an jenem Sonntag im Sommer 1925 auf dem Programm des Südwestdeutschen Rundfunks. Der Frankfurter Sender wollte seine Hörerinnen und Hörer mit einem bunten Nachmittag unterhalten, der direkt von der Jubiläumsregatta des Frankfurter Regatta-Ausschusses und Südwestdeutschen Ruder-Verbands übertragen wurde. Mitten ins Getümmel am Mainufer hatten sich auch der Rundfunkintendant Hans Flesch, der Journalist Paul Laven und die Musikerbrüder Paul und Rudolf Hindemith gestürzt. Sie hörten gerade den Conférencier seine Witzchen über die „Herzogin von Bonames“ machen, so erinnerte sich Laven in seinen autobiographischen Aufzeichnungen, *„als die Achter auf dem Strom unter donnerndem Geschrei der Zuschauer zum Endkampf ansetzten“*. Paul Hindemith sah Laven fragend an. *„Plötzlich“*, schrieb der Journalist rückblickend, *„riss ich das Mikrofon vom Ständer aus der Reichweite des verdutzten Conférenciers und eilte ans Ufer, schilderte, vom Kampfgeschehen hingerissen, das Sportereignis auf dem Wasser. Ich zeichnete (...) mit wenigen Strichen das Bild, das sich da am Zielplatz darbot, beendete den danach ‚Epoche‘ machenden Vorstoß mit der Durchsage des Resultates.“*

So oder ähnlich lautet die Legende von der Erfindung der Sportreportage im Radio, das damals ein brandneues Medium war. Erst ein gutes Jahr zuvor, am 1. April 1924, hatte die Südwestdeutsche Rundfunkdienst AG (SÜWRAG) ihren Sendebetrieb in Frankfurt aufgenommen. Schon ab August 1924 ergänzte der Südwestdeutsche Rundfunk (SWR) seine täglichen Nachrichten um einen „Sportbericht“, der nach der Wettermeldung verlesen wurde. Das erste Sportereignis, über das der Frankfurter Sender ausführlich

informierte, war ein Segelflugwettbewerb in der Rhön. *„Der Sport“*, so der Rundfunkhistoriker Frank Biermann, *„galt Mitte der zwanziger Jahre bereits als so bedeutender Faktor des öffentlichen Lebens“*, dass die Programmverantwortlichen beim SWR – der Intendant Hans Flesch, der kaufmännische Direktor Wilhelm Schüller und der Programmleiter Ernst Schoen – *„ihn schon als unverzichtbaren Bestandteil eines Programms für alle Bevölkerungsschichten ansahen“*. Als die Programmierer dem Sport bald mehr Sendezeit einräumten, wurden allerdings auch die Sportbeiträge im seinerzeit üblichen Vortragsstil gebracht: Im Dezember 1924 lasen je ein Vertreter der städtischen Deputation und des Reichsbunds für Leibesübungen erste „Sportvorträge“, die aus dem Studio des SWR unter dem Dach des Frankfurter Postscheckamts durch den Äther geschickt wurden.

Der besondere Reiz, der in der Möglichkeit zur Überwindung von Zeit und Raum durch den Rundfunk lag, ließ jedoch Radiopioniere nicht nur in Frankfurt bald mit Direktübertragungen – live vom Ort des Geschehens – experimentieren. Der Frankfurter Intendant Hans Flesch begann im Herbst 1924 mit „öffentlichen Versuchsübertragungen“, zunächst aus dem städtischen Opernhaus. Als deren Erfolg bewiesen hatte, dass das Rundfunkprogramm nicht zwangsläufig aus den Senderäumen des SWR kommen musste, lag der Gedanke nahe, es auch einmal mit Außenübertragungen zu probieren. Im späten Frühjahr 1925 hatten etwa der Hamburger Sender das Freiluft-Sendespiel „Eine Mainacht auf der Alster“ (24.5.1925) und der Leipziger Sender einen „Horchbesuch“ aus dem Zoologischen Garten (14.6.1925) gebracht. Kurz darauf folgten die Frankfurter „Bilder von der Mainregatta“ (28.6.1925).



Paul Laven (rechts) und vermutlich der Techniker Konrad Krautz mit Marmormikrofon bei einer Außenreportage des Südwestdeutschen Rundfunks in Frankfurt, 1929 (Foto: Dr. Paul Wolff; Dr. Paul Wolff & Tritschler, Historisches Bildarchiv, Offenburg)

Doch die schöne Geschichte, dass Paul Laven an jenem Sonntagnachmittag am Main spontan die Sportreportage im Rundfunk „erfunden“ haben soll, stimmt leider nicht so ganz. Wie ein Bericht von Ernst Schoen in der Zeitschrift *Der Deutsche Rundfunk* vom 12. Juli 1925 belegt, war die Frankfurter Übertragung von der Mainregatta explizit nicht nur als Unterhaltungssendung vor akustischer Kulisse geplant, sondern sollte auch der Sportberichterstattung dienen. Laut Schoens Artikel war eigens eine Kabelleitung vom Sender bis zum Main, in ein kleines Gebäude am Uferstrand nahe dem Ziel der Rennstrecke, verlegt worden, um „den Rundfunkhörern vom Startsignal jedes Rennens ab den Verlauf – in absichtlich humoristisch gehaltenen Schilderungen – bis zum Ziel und der Verkündung der Resultate momentweise ausführlich mitzuteilen“. Selbst wenn Laven, genervt von den gewollt „humoristischen Schilderungen“, wirklich impulsiv zum Marmormikrofon gegriffen haben

sollte, um den Endkampf der Achter in aller Dramatik über den Äther zu bringen, so wären diese eher kurzen reportagehaften Elemente wohl kaum ausschlaggebend für den großen Erfolg der Sendung gewesen. Die eigentliche Sensation bei solchen frühen Direktübertragungen war für die Hörerinnen und Hörer der unmittelbare Sprung durch Raum und Zeit, der sich am Radiogerät erleben ließ. Dieser Effekt ließ sich bei Sportsendungen – nicht zuletzt aufgrund der tempo- wie spannungsgeladenen Wettkampfsituation – besonders gut und immer wieder neu erzeugen. Zu der Erkenntnis war aber schon ein anderer vor dem Frankfurter Sender gelangt: Bereits am 13. Juli 1924 hatte die Hamburger Nordische Rundfunk AG (NORAG) von einer Alsterregatta berichtet, was aufgrund neuerer Quellenfunde mittlerweile als die erste Live-Sport-Sendung im deutschen Rundfunk gilt.

Zur „Stimme des Sports“ beim Frankfurter Sender jedoch entwickelte sich Paul Laven. Der junge Journalist war nach Abschluss seiner Dissertation im Frühjahr 1925 nach Frankfurt gekommen, wo er bald Beiträge und auch Sportberichte für die *Frankfurter Zeitung* zu schreiben begann. Seinen ersten „Sportvortrag“ im Radio hielt er im Juli 1925 aus dem Studio des SWR über die 1. Internationale Arbeiter-Olympiade, die im gerade eröffneten Waldstadion in Frankfurt veranstaltet wurde. Als ab dem 1. November 1925 erste Übertragungen von ganzen Fußballspielen bei der Westdeutschen Rundfunkgesellschaft liefen, entschloss sich auch der SWR, ein Fußballspiel live zu senden, und so wurde Laven mit einem „Stegreifbericht“ vom Spiel zwischen dem FSV Frankfurt und Hanau 93 um die Meisterschaft des Mainbezirks am 31. Januar 1926 beauftragt. Künftig gab es fast wöchentlich, oft am Sonntagnachmittag, Sport im Radio. Erster Höhepunkt war Lavens Reportage vom Endspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft zwischen der SpVgg. Fürth und Hertha BSC am 13. Juni 1926. Der berichterisch hervorragenden Übertragung schlossen sich – erstmals bei einer Sportübertragung im Rundfunk – über Fernsprechleitungen alle deutschen Sender an.

Ganz nebenbei leistete Laven, inzwischen ständiger Mitarbeiter beim SWR, auch seinen Beitrag zum Breitensport: Ab dem 1. November 1926 leitete er die neu eingeführte Morgengymnastik beim Frankfurter Sender, täglich außer sonntags von 7 bis 7.15 Uhr. Eine besondere Schwierigkeit bei diesem Fernkursus nach Berliner Vorbild lag darin, dass die meisten Hörerinnen und Hörer damals Rundfunk über Kopfhörer empfangen und deshalb in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt waren. Laven bat sie daher um Rückmeldungen und Anregungen, die er etwa in einer eigenen samstäglichen Sendung „Briefkasten der Morgengymnastik“ aufgriff. Über vier Jahre lang lief Lavens beliebter Gymnastikkurs, zuletzt auf Hörerwunsch sogar auf 6.30 Uhr vorverlegt.

Als fester Mitarbeiter des SWR war Laven in dessen aktueller Abteilung tätig, womit die Sportberichterstattung zu seinem Aufgabenbereich gehörte. Auch wenn er die Sportreportage nicht allein erfunden haben mag, so reihte er auf diesem Gebiet in den folgenden Jahren eine Pionierleistung an die nächste, und er stieg zu einem der populärsten Sportsprecher im deutschen Radio auf. Laven berichtete im Frankfurter Sender erstmals im deutschen Rundfunk live vom Rugby (3.4.1926) und Tennis (29.8.1927); er schilderte Pferderennen, Motorsport- und Segelflugveranstaltungen, Leichtathletikwettbewerbe und Boxkämpfe sowie im Winter 1928 zum ersten Mal das Sechstagerennen aus Frankfurt. Am 28. April 1929 berichtete Laven erstmals live von einem

Sportereignis im Ausland: Die Direktübertragung vom Fußball-Länderspiel Italien – Deutschland aus Turin wurde ein beispielloser Erfolg für den Sportreporter, wozu vielleicht auch das unerwartete Endergebnis des Spiels, der 2:1-Sieg der deutschen Mannschaft, beitrug. Im selben Jahr avancierte Laven zum Leiter der aktuellen Abteilung beim SWR. Er widmete sich nun zunehmend wirtschaftlichen und vor allem sozialen Themen, ohne je die Sportberichte ganz aufzugeben. Als Krönung seiner sportjournalistischen Arbeit erlebte er seinen Einsatz als Radioreporter bei den Olympischen Spielen in Garmisch-Partenkirchen und Berlin 1936. Im Juni 1936 wechselte Laven von Frankfurt zum Reichssender Leipzig, wo er die Leitung des Zeiffunks übernahm, und 1939 stieg er zum „Chefsprecher des Deutschen Rundfunks“ in Berlin auf. Aufgrund seines egozentrischen Karrierestrebens, das ihn zeitweise vor einem Arrangement mit dem Nationalsozialismus nicht hatte zurückschrecken lassen, konnte Paul Laven nach 1945 nicht wieder Fuß beim Rundfunk fassen.

Die Autorin

Dr. Sabine Hock, Germanistin und Historikerin, lebt und arbeitet als freie Autorin in Frankfurt. (Foto: Georg Dörr)



Zum Weiterlesen und Hören

Frank Biermann: Paul Laven. Rundfunkberichterstattung zwischen Aktualität und Kunst. Münster, New York 1989.

Ein Ausschnitt aus der Reportage von Paul Laven vom Fußball-Länderspiel Deutschland gegen Italien in Frankfurt am 2. März 1930: <https://www.dra.de/de/entdecken/der-klang-der-weimarer-zeit/die-fussballreportage-im-fruehen-rundfunk>.

Der frühe Sportfilm zwischen gesellschaftlichem Aufbruch und monumentalem Körperkult – „Wege zu Kraft und Schönheit“ (1925)

Von Dorothee Linnemann, Frankfurt am Main

Die Entwicklung des Sports als modernes Massenphänomen hängt eng zusammen mit seiner medialen Inszenierung: Das frühe Kino und die dort gezeigten Sport- und Kulturfilme hatten einen erheblichen Anteil an der Verbreitung neuer Formen der Freizeitgestaltung und Einfluss auf die gesellschaftliche Definition von Körpern und Gesundheit

„Den vielen, die noch Abseits stehen, mag er [der Film] die Bedeutung des wohlgebauten Körpers, den nicht nur körperlichen Sinn des richtig verstandenen Sports erschließen, er mag die Lust zur Nacheiferung erwecken und so für seinen Teil mithelfen an der Heranbildung eines mit leiblichen Tugenden gesegneten Geschlechts.“ In seiner am 21. Mai 1925 in der *Frankfurter Zeitung* erschienenen Filmkritik zeichnet Siegfried Kracauer deshalb auch ein grundlegend positives Bild der Darstellung des Sports in dem Kulturfilm *Wege zu Kraft und Schönheit*.

Der in der Kulturabteilung der Universum Film AG (UFA) für das Kino 1925 produzierte Lehr- und Dokumentarfilm zeigt Sport-, Gymnastik- und Tanzvorführungen. Die für die damalige Zeit sehr freizügig dargebotene Körperertüchtigung sollte zur Gesundheitsförderung in den wachsenden Großstädten dienen. Der Film wendet sich deshalb auch ausdrücklich an junge und berufstätige Frauen und zeigt sportliches Training in ziviler Form. Als Ausdruck eines Körperbewusstseins, das seit 1900 unter anderem in Form der Freikörperkultur und der Lebensreformbewegung populär wurde, erreichte der Film in der Weimarer Republik ein Massenpublikum.

Der rund 94-minütige Film sollte in sechs Teilen erzieherisch auf das Publikum wirken: Szenen vom hektischen Alltags- und Berufsleben in der Großstadt, Büroarbeit, Tanzen in Bars,



Filmposter „Wege zu Kraft und Schönheit“, 1925 (Abbildung: Edition Salzgeber)



Filmankündigung zur 1. Arbeiterolympiade
im Programmheft 1925 (Abbildung: Privatbesitz)

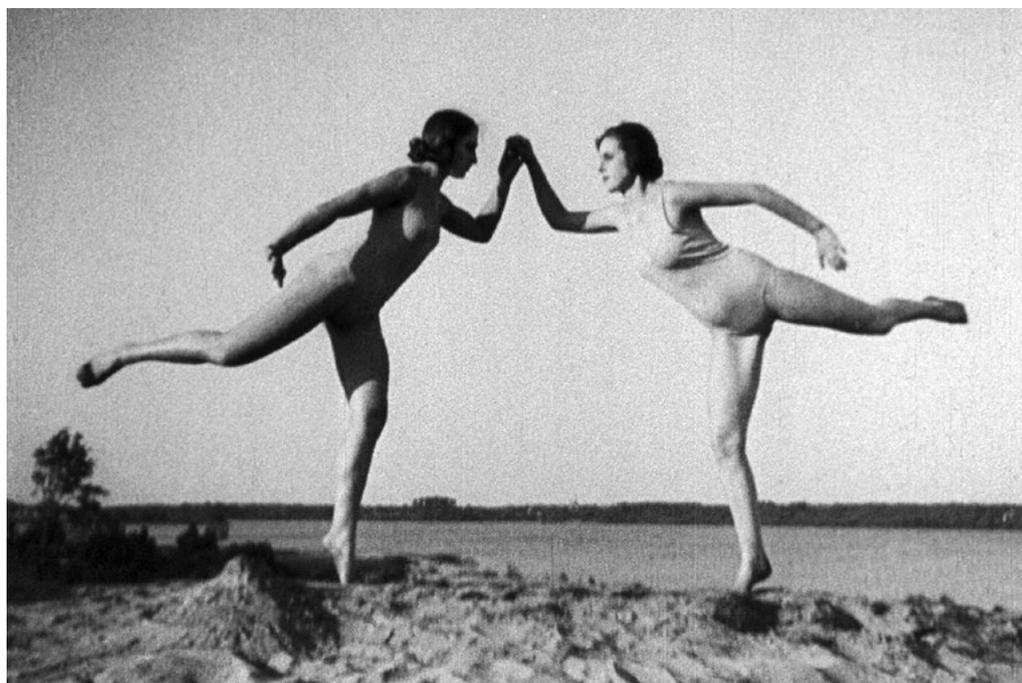
serielle Aufnahmen und frühe Stereobildpaare gaben den Darstellungen einen räumlichen Effekt. 1879 begann Muybridge schließlich mit Versuchen, Einzelbilder so zu kombinieren, dass die Illusion einer flüssigen Bewegung entstand. Durch stabilere fototechnische Verfahren wurde es dann ab 1900 möglich, Momentaufnahmen von Bewegung in Innen- und Außenräumen zu fertigen und damit auch Sport in Szene zu setzen.

Eines der einflussreichsten Medien war die 1895 gegründete Sportzeitung *Sport im Bild. Kultur, Gesellschaft, Mode*. Sie machte Sportarten mit der neuesten Bildtechnik in der wilhelminischen Gesellschaft publik. Häufig entstanden Bildserien, um angesichts der schnellen Bewegungsabläufe und einer schlechten Beleuchtungssituation in den Hallen die technisch bedingte Unschärfe in den Griff zu bekommen. Erste Dokumentarfilme (auch im Rhein-Main-Gebiet) zeugen dann kurz nach 1900 von ersten Versuchen, sportliche Großereignisse und sportliche Betätigung schon im Kaiserreich im Bewegtbild zu dokumentieren: Zum 28. Geburtstag des Deutschen Fahrradclubs wurde etwa die Parade von Fahrradgruppen 1911 in Frankfurt filmisch in Szene gesetzt (Archiv Gaumont Pathé, Paris). Die Bewegungen wirken in solch frühen Filmbeispielen noch wenig fließend, eher wie zusammengesetzte Einzelbilder.

Mit dieser frühen Dokumentation wird zugleich eine emanzipatorische Bewegung ins Bild gesetzt: Mitte des 19. Jahrhunderts initiierte Turn- und Sportarten waren nun nicht mehr bürgerlichen Männern allein vorbehalten. Auch Frauen und Arbeiter*innen erkämpften sich zunehmend die Möglichkeit, sich sportlich zu betätigen. Sport wurde schließlich nach dem Ersten Weltkrieg zum Massenphänomen. Sportveranstaltungen stießen auf stetig wachsendes Zuschauerinteresse. 1925 waren Golf, Tennis und Leichtathletik für Frauen bereits im Leistungssport verankert und dokumentarisches Filmmaterial findet sich dazu europaweit. *Wege zu Kraft und Schönheit* wurde im Uraufführungsjahr deshalb auch in Frankfurt und Umgebung im Rahmen des Programms der hier stattfindenden Internationalen Arbeiterolympiade präsentiert.

Lernen in Schulzimmern u. v. m., werden vorgestellt und in Texttafeln als ungesunde Lebensweise kommentiert. Dazwischen geschobene satirische Sportszenen, Filmporträts von Sportidolen sowie Sport- und Turnszenen in der Natur oder in folkloristischer bzw. antiker Kulisse zeigen dagegen das gesundheitsfördernde Potential des Sports. Säuglings- und Kinderturnen werden demonstriert. Rhythmische Sportgymnastik für Frauen und Mädchen binden hochaktuelle Kunstperformances der 1920er Jahre ein. Damit steht *Wege zu Kraft und Schönheit* bereits am Ende einer Entwicklung früher visueller Medien: Die fließenden Bewegungsbilder, die raschen und rhythmischen Schnittfolgen, welche das Wechseln von Texttafeln, Collagen und Dokumentarfilm bestimmen, setzen Bewegung und Pause als filmische Mittel gekonnt ein.

Das Festhalten von Bewegung im Bild war noch Ende des 19. Jahrhunderts für die Fotografie eine Herausforderung. Durch den britischen Fotografen Eadweard Muybridge (1830–1904) wurde dann die Fototechnik revolutioniert:



Gymnastikszene aus „Wege zu Kraft und Schönheit“, 1925 (Filmstill: Edition Salzgeber)

Der Film ist aber auch als lebensreformerischer Gegenentwurf zu einem sich entwickelnden modernen Stadtleben zu interpretieren. Mit dem Slogan „Zurück zur Natur“ setzte die Lebensreformbewegung einer negativ gedeuteten Gegenwart ein positives soziales Utopia entgegen: *„ein selbstbestimmtes, gesundes und naturbewusstes Leben in einer überschaubaren selbstversorgenden Gemeinschaft, die eine als ‚natürlich‘ charakterisierte Umwelt ihre Heimat nennen konnte“* (Wedemeyer-Kolwe, S. 182). Die im Film idealisierten mythologischen und antiken Bezüge sowie die Darstellung von sportlicher Betätigung verschiedener rassifizierter Gruppen zeigen Sport und Bewegung als ursprünglich und in allen Weltteilen unterschiedlich ausgeformte Gesundheits- und Schönheitspflege; voraussetzend, dass die eigene nationale Bewegungsform als Nachfolge europäischer antiker Ideale besondere Qualitäten hat. Rückschauend gilt der Film so aufgrund seiner Inszenierung von ‚perfekten Körpern‘ als ideologischer Vorläufer des nationalsozialistischen Körperkultes, wie er nicht zuletzt in Propagandafilmen Leni Riefenstahls zelebriert wurde.

Wilhelm Pranger/Nicholas Kaufmann, *Wege zu Kraft und Schönheit*, 1925, Gesamtlänge: 94 Min. Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung, Wiesbaden (Digital restaurierte Fassung: Edition Salzgeber – <https://salzgeber.de/kraftundschoenheit>)

Die Autorin

Dr. Dorothee Linnemann ist Historikerin und Kuratorin am Historischen Museum Frankfurt. Zuletzt war sie dort maßgeblich an der Neugestaltung der stadtgeschichtlichen Dauerausstellung beteiligt und kuratierte Sonderausstellungen wie „Kleider in Bewegung. Frauenmode seit 1850“ (2020/21).



Zum Weiterlesen

Bernd Wedemeyer-Kolwe: Der neue Mensch. Lebensreform und Reformkleidung um 1900, in: Maren Ch. Härtel: *Kleider in Bewegung. Frauenmode seit 1850*. Petersberg 2020.

Arnd Krüger: There Goes This Art of Manliness: Naturism and Racial Hygiene in Germany, in: *Journal of Sport History* 18 (Spring, 1991), 1.

Die 1. Internationale Arbeiter-Olympiade Frankfurt am Main

Von Helga Roos, Frankfurt am Main

Frankfurt war vom 25. bis zum 28. Juli 1925 der Austragungsort der 1. Internationalen Arbeiter-Olympiade. Ihr Motto: „Debout les damnés!“ – „Steht auf ihr Verdammten!“

Durch die Vereinbarung zur Austragung dieses Sportereignisses konnte die sozialdemokratisch regierte Stadt den alten Plan aufgreifen, eine „Großsportstätte“ zu bauen. Das Gelände im Stadtwald war jetzt der ideale Ort, da nach Auflagen des Versailler Vertrags die Militärschießstände dort beseitigt werden mussten. Es entstand bis 1925 eines der modernsten Stadien, mit Hauptkampfbahn, Festwiesen, großem Aufmarschplatz, Schwimmbad, Radrennbahn, Freilufttheater und Künstlerateliers. Für den Bau legte man ein Beschäftigungsprogramm auf, in dem auch viele junge Arbeitersportler mitarbeiteten. Über das Stadion hinaus bot Frankfurt eine gute Sport-Infrastruktur: der Main für den Wassersport, 25 Sportplätze für Vorrundenspiele im Fußball und Handball. Hinzu kam die breite Frankfurter Arbeitersport- und -Kulturbewegung als Rückhalt in der kommunalen Organisation. Sie zeigte mit der „Großen Olympia-Ausstellung für Sport und Körperkultur“ und Selbstdarstellungen aller Organisationen im Haus des Werkbundes ihr Verständnis des Sports als bildendes Element und als kultureller Ausdruck der Arbeiterklasse. Die Naturfreunde hatten ein Wanderangebot ausgearbeitet, städtische und private Veranstaltungshäuser ergänzten mit Musik- und Kulturveranstaltungen die Präsentation der Gastgeberstadt.

Am 24. Juli war es soweit. Im Laufe des Vormittags erreichten die Olympionik*innen in 40 Sonderzügen den Hauptbahnhof. Die *Volksstimme* schrieb: „Die Züge selbst wiesen einen Schmuck auf, der an die Züge erinnerte, die vor elf Jahren in den Augusttagen durch die Lande fauchten. Damals fuhren sie ihre Menschenlasten gegeneinander zum Kampf, hetzten sie in blutige Zerfleischung. ... diesmal brachten sie die Massen zu einem Fest der Einheit, zu einer Kundgebung des Friedens.“ Für die Sportler*innen aus den zwölf teilneh-



Plakat zur Arbeiter-Olympiade, 1925

menden Landesverbänden stellte die Stadt in 103 Schulen Massenquartiere, die „Schulkinderspeisung“ versorgte sie täglich mit 15.000-25.000 Eintopfgerichten zum Selbstkostenpreis.



Parole „Nieder mit dem Imperialistischen Krieg“ auf dem großen Festzug (Foto: Sammlung Othmar Herrmann)

In der Eröffnungsfeier im Stadion verzichtete man am Nachmittag bewusst auf Landesfahnen, um den völkerverbindenden Charakter der Spiele auszudrücken. Der Frankfurter Arbeitersportler Paul Schuster schilderte bewegt: *„Als beim Einmarsch der Nationen die Franzosen mit einer wuschelköpfigen Französin, die das Schild getragen hat: France, in das Stadion einmarschierte, da sprangen 40.000 Menschen vor Begeisterung auf, das war für mich also das größte Erlebnis, dass 40.000 Menschen dem Todfeind oder dem Erzfeind Frankreich so viel Sympathie entgegenbrachten.“* Ansprachen und Wettkampfgeln für die 3.000 Olympia-Sportler*innen formulierten die politische Abgrenzung zum bürgerlichen Sport und charakterisierten dessen Olympische Spiele als *„Kriege mit sportlichen Mitteln ... [hingegen] ringen bei uns nicht Nationen gegeneinander, sondern Sportgenossen aller Länder miteinander“*, so Fritz Wildung, ein Pionier des Arbeitersports.

In der Leichtathletik dominierten die Finn*innen, im Radsport die Franzosen. Frauen, die in der Leichtathletik bei den bürgerlichen Olympischen Spielen erst 1928 teilnehmen durften und denen auch im deutschen Arbeitersport in erster Linie noch die Rhythmische Sportgymnastik nahegelegt wurde, erzielten, wie die deutsche 4-mal-400-Meter-Staffel, Weltrekorde. Neben den heute noch bekannten Disziplinen

verblüffen Tauziehen, Steinschleudern und das 100-Meter-Langsamfahren mit dem Rad, das schließlich mit 14,22 Minuten gewonnen wurde.

Am Sonntag elektrisierte der zweizügige Festzug, der sich über Stunden durch die Stadt bewegte, die Frankfurter Bevölkerung. Durch die enggesäumten Straßen schallte es vielsprachig: *„Hoch die Internationale Solidarität“*, *„Nieder mit dem Imperialistischen Krieg“*, Forderungen nach dem 8-Stundentag wurden laut. Nirgends war ein Durchkommen, ein Zuschauer berichtete: *„Ganz Gewitzte ... schleppten Stehleitern, bauten sie den anderen vor die Nasen ... Photographen bevorzugten Litfaßsäulen, Geschäftstüchtige verkauften Eis, Kümmelweck, Fastebrezel, Fähnchen. Und reihenweise fielen die Leute um.“* Im Stadion stand der Festtag anschließend unter dem Motto *„Tag der Massen“*. Über 100.000 Sportler*innen nahmen an den Massenvorführungen teil, die Olympionik*innen verpflichtend. Die angeleiteten Choreografien sollten laut Karl Bühnen, technischer Leiter der Arbeitersport-Internationale, *„den klaren Willen der Masse zum Ausdruck bringen, daß sie gewillt sind, das Kulturgut der Arbeiterklasse zu schützen ... Die Übungen zeigen die Körpersprache der Arbeiterklasse aller Länder, zeigen symbolisch die Vorbereitung des Körpers für den schweren Kampf.“*



Speerwerferin;
Einmarsch der Nationen, 24. Juli 1925
(beide Fotos: Erinnerungsschrift Arbeiter-Olympiade, 1925)

Als kulturellen Höhepunkt führten am Abend unter Leitung von Alfred Auerbach professionelle Künstler*innen und 1.200 Mitglieder der Arbeiterchöre der Region das Stück *Kampf um die Erde* auf. Die bürgerliche *Frankfurter Zeitung* schrieb über das großrahmige Schauspiel im Stadion: „Es gibt wohl kaum ein Theater in Deutschland, das sich rühmen könnte, einmal zu einer Uraufführung 35.000 Zuschauer vereinigt zu haben. Im Stadion wurde dieses Wunder zum Ereignis.“ Den Kindern war mit einem eigenen Festzug und Wettkämpfen im Stadion der letzte Tag der Arbeiter-Olympiade gewidmet. Am Abend wurde es zum Fußball-Finale Deutschland gegen Finnland in der Hauptkampfbahn mit 40.000 Zuschauer*innen noch einmal voll. Das spannende Spiel endete mit 2:0.

Ihre Fortsetzung fand die Internationale Arbeiter-Olympiade 1931 in Wien. Schaute der deutsche Arbeiterturn- und Sportbund noch optimistisch in das Jahr 1933, wurde er im Mai 1933 verboten, in Frankfurt waren davon alleine circa 150 Vereine mit über 25.000 Mitgliedern betroffen. Nachdem Francos Putsch gegen die Spanische Republik die geplante 3. Arbeiter-Olympiade verhinderte, fand 1937 noch einmal eine letzte unter dem Motto „Gegen Krieg und Diktatur, für Arbeit, Freiheit und Demokratie“ in Antwerpen statt.

Die Autorin

Helga Roos hat für den Sportkreis Frankfurt e.V. über mehrere Jahre die Reihe „Spuren des Sports“ koordiniert, so auch 2015 die Ausstellung zur 1. Internationalen Arbeiter-Olympiade. Sie ist Mitglied in der Geschichtswerkstatt Gallus und im Verein Paderborner Kreis – Arbeiterfußball.



Zum Weiterlesen

Tafeln zur Ausstellung „Die 1. Internationalen Arbeiter-Olympiade“ auf der Website: www.gallus-sportkreis-frankfurt.de/archiv.php
Zur Geschichte des Arbeiterfußballs: <https://www.arbeiterfussball.de/paderborner-kreis-e-v/>

Sport und Mode – Der Kampf der Frauen um die Bewegungsfreiheit

Von Maren Christine Härtel, Frankfurt am Main

Als die Frankfurterin Ilse Friedleben zwischen 1920 und 1926 zur Königin des deutschen Tennissports avancierte, gehörte die Kontroverse um eine bewegungskonforme Kleidung für Frauen im Tennissport bereits der Vergangenheit an. Im kniekurzen Rock, bequemen Schuhen, mit Stirnband und ohne Kopfbedeckung gewann sie sechsmal die Internationalen Deutschen Tennismeisterschaften. Die Teilnahme am Sport in einer funktionalen Kleidung hatten sich Frauen jedoch erst erkämpfen müssen

Während das Thema Mode noch weit ins 20. Jahrhundert hinein vor allem weiblich konnotiert war, galt der Sport sowohl in seiner wettbewerbsorientierten angelsächsischen Ausrichtung wie in der deutschen Sporttradition der reinen Körperertüchtigung gemeinhin als männliches Betätigungsfeld. Weibliche Körperaktivität stand bis zum Ende des 19. Jahrhunderts dagegen gleichbedeutend mit dem Verstoß gegen Moral und Anstand. Dabei wurden soziokulturelle Argumente hervorgebracht, indem Frauen auf Attribute wie Grazie, Anmut und Schönheit verpflichtet wurden, die sich aus körperlicher Passivität herleiteten. Körperliche Anstrengung und Leistungsorientierung sei den Frauen wesensfremd und gefährde diese weiblichen Eigenschaften. Begründet wurde die Unterschiedlichkeit mit der Annahme einer sogenannten Geschlechterdifferenz, die auf biologischen Voraussetzungen beruhe. Nach dieser Vorstellung galten Männer „von Natur aus“ als stärker, ausdauernder und allgemein leistungsfähiger als Frauen. Darüber hinaus stand der Leistungs- und Wettbewerbsgedanke, der sich mit den „english sports“ verband, den gesellschaftlichen Konventionen entgegen und versperrte Frauen von vornherein den Zugang zur Ausübung vieler Sportarten. Zudem erschwerten auch rein praktische Bedingungen, die in den Bekleidungsnormen verankert waren, ihre Teilnahme.

Das Ideal von Weiblichkeit und Attraktivität brachte im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine Mode hervor, die den Bewegungsradius von Frauen radikal einschränkte. Den Oberkörper in ein enges Korsett gepresst, den Rest durch schwere Stoffmassen um- und verhüllt, war Frauenkleidung gleich-



Sommerkleid aus Leinen mit Clunyspitze und Stickereien als Beispiel für eine zeitgenössische Tennisbekleidung, um 1900–05 (Abbildung: Historisches Museum Frankfurt, X29709, 1-3, H. Ziegenfusz)

bedeutend mit einem hohen Grad an Unbeweglichkeit und damit einhergehend mit erzwungener Passivität.

Der sich im Zuge von Industrialisierung und Technisierung zu einer Massenbewegung entwickelnde moderne Sport beinhaltete jedoch das genaue Gegenteil und eine Konfrontation mit althergebrachten Vorstellungen war unausweichlich. Weibliche Kleidungs Vorschriften stießen nun unversöhnlich auf eine neue Bewegungskultur, die mit zunehmender gesellschaftlicher Akzeptanz Einfluss auf das übrige Kleidungsverhalten nahm.

Solange keine auf den Sport ausgerichtete Funktionskleidung existierte, wurde Sport von Frauen wie von Männern in normaler Alltagskleidung betrieben. War die Männerkleidung jedoch vorbereitet auf Beweglichkeit – schon allein vor dem Hintergrund der militärischen Körperertüchtigung –, so bestand die weibliche Alltagskleidung aus der einen „Idealkörper“ modellierenden Unterkleidung, bestehend aus Korsett und einer auf die modische Erscheinung ausgerichtete Turnüre, langärmeligen, hochgeschlossenen Oberteilen, mehrlagigen, langen Unterröcken, Schuhen mit hohen Absätzen und Hut. Welche Bedeutung die Kleidungsnormen für Sport treibende Frauen hatte, soll am Beispiel des Tennissports aufgezeigt werden.

Als Teil der „english sports“ kam die neue Sportart Tennis durch englische Reisende oder Geschäftsleute nach Deutschland. Die ersten Tennisplätze auf dem Kontinent entstanden 1876 in unmittelbarer Nähe von Frankfurt im Kurpark von Bad Homburg. Als Sportart, die unter freiem Himmel, von Menschen jeden Alters und beiderlei Geschlechts betrieben werden konnte, erfreute sich das Tennisspiel schnell einer großen Beliebtheit und bereits Ende der 1880er Jahre konnte auf Turnierplätzen im Frankfurter Palmengarten mit elektrischer Beleuchtung gespielt werden.

Die beim Tennisspiel getragene Kleidung folgte zunächst den gleichen Vorgaben wie die Tageskleidung und als klassische „Outdoor“-Sportart bedeutete dies, es wurde in leichter Sommerkleidung gespielt, die jedoch weder in Schnitt noch in Material auf diese spezielle Funktion hin angefertigt war. Stoffreich, hochgeschlossen und eng geschnürt ist leicht nachvollziehbar, dass die Bekleidung von Frauen Auswirkungen auf den Spielverlauf hatte, der sich auf lange Ballwechsel von der Grundlinie beschränkte.

Die Attraktivität der neuen Sportart bestand für viele Frauen darin, mit gesellschaftlicher Billigung erstmals einer



Wettbewerbssportart nachgehen zu können. Neben Reiten, Schwimmen und Eiskunstlauf zählte Tennis gemeinhin zu den wenigen akzeptablen Sportarten, die Frauen ausüben konnten, „ohne die Anmut der Erscheinung wesentlich zu beeinträchtigen“ (s. Aesthetik im Frauensport, in: *Sport im Bild* 1912, Jg. 18, Nr. 8, 268). Damit ermöglichte die Sportart neben Golf schließlich Frauen die Berechtigung zur Teilnahme an den Modernen Olympischen Spielen, wogegen ihnen der Zugang zu den Wettkampfsportarten der Leichtathletik noch lange verwehrt bleiben sollte.

Die Entwicklung einer modernen Industriegesellschaft im deutschen Kaiserreich führte zu einer gesteigerten Erwerbstätigkeit von Frauen und veränderte ihre Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen. Es war der Beginn eines neuen Frauenideals mit einem veränderten Körperbewusstsein. Weiblichkeit und Sport standen nun nicht mehr in einem unlösbaren Widerspruch. Im Gegenteil, der neue Frauentypus war schlank und sportlich. Nun verkörperten Sportlerinnen mit ihren trainierten Körpern und einem aktiven Lebenswandel das neue weibliche Schönheitsideal und fungierten als Impulsgeberinnen einer sich neu modellierenden Weiblichkeit. Im Tennissport verband sich ein Name mit diesem neuen Frauentyp – der der französischen Tennisspielerin Suzanne Lenglen (1899–1938), die auch für die Sportkleidung Maßstäbe setzte.

Im Wimbledon-Endspiel 1919 trat Suzanne Lenglen in einem Leinenkleid auf den Platz, dessen Oberteil nur angeschnittene Ärmel zeigte, so dass die Oberarme unbedeckt waren. Der Plisseerock, unter dem sie keine Unterröcke trug, reichte ihr nur bis zu den Waden. Ihre Beweglichkeit war aber vor allem dem Umstand geschuldet, dass sie kein Kor-

Suzanne Lenglen und G.L. Patterson im gemischten Doppelspiel bei den Wimbledon Championships, 1923 (Foto: ullstein bild)



Porträt Ilse Friedleben (verh. Weihermann, 1893-1963), Kreidezeichnung von Hans Scheil, 1926 (Abbildung: Historisches Museum Frankfurt, C30576, H. Ziegenfusz)

setzt trug. Suzanne Lenglen revolutionierte die Tennissportmode und damit auch das Tennisspiel der Frauen. Sie spielte körperbetonter als man es von weiblichen Akteurinnen bisher gekannt hatte und zeigte eine Dynamik, die dem Spiel eines Mannes in nichts nachstand. Im Endspiel 1919 war ihre Gegnerin die siebenmalige Wimbledon-siegerin Dorothee Lambert Chambers, die als beste Tennisspielerin vor dem Ersten Weltkrieg galt. Dass sie Suzanne Lenglen nichts entgegenzusetzen hatte, war nicht zuletzt auf ihre Kleidung zurückzuführen, die sie erheblich behinderte. Chambers stand auf dem Platz in der für die Zeit üblichen Tenniskleidung in einem nahezu bodenlangen Kleid, unter dem sich mehrere gestärkte Unterröcke sowie das obligatorische Korsett verbargen.

Suzanne Lenglen ermöglichte ihre Kleidung dagegen einen völlig neuen Bewegungsstil, der nach damaligen Vorstellungen in keiner Weise „weiblich und ästhetisch“ war. Ihr Spiel war druckvoll, schnell und variantenreich. Sie zwang ihre Gegnerin mit kürzer gespielten Bällen ans Netz. Das Damentennispiel, bislang dominiert von Grundlinienduellen, wurde nun attraktiv. Ihre Auftritte waren massentauglich und gerieten bald zu einem gesellschaftlichen Ereignis. Lenglen veränderte die Vorstellungen von einer Sportsfrau des 20. Jahrhunderts. Als erste Frau wechselte sie 1926 vom Amateur- ins Profilager und hob damit das Tennisspiel auf eine Bedeutungsebene, die es vorher nicht hatte. Die „incomparable Lenglen“ verdeutlichte, was eine Frau erreichen konnte. Sie verkörperte eine neue Generation und wurde zu einem Symbol der „neuen Frau“ auf ihrem Weg der Emanzipation. In der Kombination ihrer Erscheinung und der dynamisch-beweglichen Art Tennis zu spielen, wurde sie zu einem Vorbild für viele Sportlerinnen.

Ein Tuch, das sich Suzanne Lenglen um die Stirn band und statt der bislang üblichen Kopfbedeckung trug, wurde zu ihrem Markenzeichen und in der Folge von vielen Spielerinnen übernommen – eine von ihnen war die Frankfurterin Ilse Friedleben.

Die Autorin

Dr. Maren Christine Härtel ist Kunsthistorikerin und Historikerin. Sie ist Abteilungsleiterin am Historischen Museum Frankfurt und als Kuratorin für die Mode- und Textilsammlung zuständig. Sie kuratierte u.a. die Ausstellungen „Seidenroben und Lederjacken“, „Frankfurter Spitzenarbeit – Mode von Toni Schiesser“ und „Kleider in Bewegung. Frauenmode seit 1850“.



Zum Weiterlesen

Maren Ch. Härtel, Kerstin Kraft, Dorothee Linnemann, Regina Lösel (Hg.): *Kleider in Bewegung. Frauenmode seit 1850*. Petersberg 2020.

Janine van Someren: *Womens' Sporting Lives. A biographical study of elite amateur tennis players at Wimbledon*. Southampton 2010.

Helene Mayer und ihre Fotografinnen Nini und Carry Hess

Von Ulrike May, Frankfurt am Main

Die 1910 in Offenbach geborene Helene Mayer begann ihre sportliche Karriere als Teenager und gilt als eine der erfolgreichsten Fechterin des vergangenen Jahrhunderts. Bereits als Schülerin der Frankfurter Schillerschule gewann sie 1928 olympisches Gold. Ihrer Popularisierung dienten vielerorts publizierte Porträtaufnahmen – auch die der Fotografinnen Nini und Carry Hess



Helene Mayer, 1928 (Foto: Nini und Carry Hess, ullstein bild)

In der Weimarer Republik, in der sich Sport als Breitenphänomen entwickelte, stieg die Zahl der Sportlerinnen beachtlich an. Mit der Institutionalisierung des Frauensports eroberten sich diese endlich die Wettkampfbereiche aller Sportarten, außer die des Boxens und Ringens. Allerdings war die Haltung gegenüber Leistungssportlerinnen ambivalent. Häufig etikettierte man sie als „unweiblich“ und „unattraktiv“, die erfolgreichen unter ihnen feierte man dennoch als „Heldinnen“. Zu diesen gehörte die im Fechtclub ihrer Heimatstadt ausgebildete Helene Mayer, die bis in die Zeit des Nationalsozialismus die deutsche Fechtelite beherrschte.

Mehrfach stand Mayer den Fotografinnen Nini und Carry Hess Modell. Allein sieben verschiedene Aufnahmen kennen wir v. a. aus Veröffentlichungen, wie im *Illustrierten Blatt* oder in den zeittypischen Anthologien, beispielsweise *Das Frauengesicht der Gegenwart* von 1930. Vermutlich im Sommer 1925 – die 14-jährige Helene Mayer hatte ihren ersten von insgesamt sechs deutschen Meistertiteln in Folge errungen – posierte sie als lachender Teenager mit ihrem Florett im Atelier Hess.

Früh trat Mayer auch international in Erscheinung und das mediale Interesse an ihrer Person stieg mit jedem Wettkampf. In der Reihe späterer Aufnahmen der Schwestern Hess, die nach dem Olympiasieg der gerade einmal 17 Jahre alten Schülerin 1928 in Antwerpen veröffentlicht wurden, wirkt die nun junge Frau „seriöser“, konzentriert, im Fokus ihre Markenzeichen, die blonden, geflochtenen Zöpfen, das weiße Stirnband und die Sportwaffe. Zeigen die früheren Fotos die ganze Figur, wählen die Fotografinnen nun den markanten Kopf und die Dreiviertelfigur.

Aber wer waren Nini und Carry Hess? Die Namen der jüdischen Schwestern, die bereits 1913 als junge Frauen in der Börsenstraße ein zentral gelegenes Fotoatelier in Frankfurt eröffnet hatten, sind heute aus dem Gedächtnis sowohl der Stadt als auch der Kunst- und Fotogesichte verschwunden. Dabei entwickelte sich ihr Studio auch überregional zu einer der gefragtesten Adressen vor allem für Porträt-, Theater- und Tanzfotografie. Zu ihrer Kundenschaft gehörten neben gut- und großbürgerlichen Frankfurter*innen auch Prominente aus Kunst und Kultur, wie Max Beckmann, Thomas und Katia Mann, die Tänzerin

Mary Wigman, der Wissenschaftler Friedrich Dessauer oder der Frankfurter Oberbürgermeister Ludwig Landmann. In den illustrierten Magazinen, deren Vielfalt und Auflagen in den 1920er Jahren enorm gestiegen waren, fanden ihre Bilder weite Verbreitung.

Dass Helene Mayer ihre Kundin war, verwundert nicht, war die „blonde He“ doch mittlerweile ein Idol, von dem sogar Gipsfiguren vertrieben wurden. Aus der Hand des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg erhielt sie nach ihrem olympischen Sieg die „Reichs-Sportplakette“. Da diese Spiele die ersten waren, an denen Deutschland nach dem 1. Weltkrieg wieder teilnehmen durfte, kam den erfolgreichen Sportler*innen aus nationaler Sicht eine besonders wichtige Rolle zu. Nationalkonservative Kreise und Zeitungen schwärmten von Mayers Erscheinung – etwa ihren blauen Augen und dem „deutschen Schädel“, woraufhin die jüdische Central-Verein-Zeitung sich gegen eine derart „verstiegene arische Rassenlehre“ verwehrt und informierte, dass die Fechterin als Tochter eines jüdischen Arztes „deutsche Jüdin“ sei.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 bedeutete für alle drei Frauen, die Fotografinnen wie die Fechterin, massive Einschnitte. Carry Hess ging noch im selben Jahr in der falschen Hoffnung nach Paris, dort eine neue berufliche Existenz für sich und ihre Schwester aufbauen zu können. Die Verfolgung und den Krieg überlebte sie in Frankreich unter prekären Bedingungen und gesundheitlich beschädigt. Erst kurz vor ihrem Tod 1957 erhielt Carry Hess eine Wiedergutmachungszahlung und eine kleine Rente. Das Frankfurter Atelier mitsamt seinem umfangreichen Bildarchiv fiel in der Pogromnacht 1938 der kompletten Zerstörung anheim, Nini Hess wurde mit ihrer Mutter deportiert und ermordet.

Die weiterhin sportlich erfolgreiche Helene Mayer hatte 1929 das Studium des internationalen Rechts in Frankfurt begonnen, es in Paris und seit 1932 in Kalifornien fortgesetzt. Ihr Auslandsstipendium wurde ihr als „Halbjüdin“ jedoch 1933 sofort entzogen. Umstritten war ihre Teilnahme an den Olympischen Spielen 1936 in Berlin. Als verschiedene Länder, allen voran die USA, aufgrund der antisemitischen Politik Deutschlands mit deren Boykott drohten, „reichten“ am Ende zwei jüdische Sportler*innen im deutschen Team, um diese Gefahr abzuwenden – eine davon war Helene Mayer. Sie und ihre noch in Deutschland lebende Familie erhielten die Zusicherung der Reichsbürgerrechte, welche Juden 1935 in den Nürnberger Gesetzen entzogen worden waren. Mayers Beteiligung an den Wettkämpfen und der von ihr bei der Siegerehrung – sie gewann Silber – zum „deutschen Gruß“ erhobene rechte Arm führten zu massiver Kritik von jüdischer und exilantischer Seite.



Carry Hess auf einer Porträtmedaille von Lina Helene Cornill-Dechent, 1921 (Abbildung: Historisches Museum Frankfurt, MJF3486)

Bis 1952 lebte sie in den USA und starb, ein Jahr nach ihrer Rückkehr nach Deutschland, bereits mit 42 Jahren. Heute erinnern u. a. nach ihr benannte Straßen in Offenbach und im Münchener Olympischen Dorf an sie. Für Nini und Carry Hess sowie ihre Mutter Lina wurden 2014 Stolpersteine in der Heimatsiedlung verlegt, wo sie von 1930 bis 1933 bzw. 1935 gelebt hatten. Aber endlich wird nun das fotografische Werk der Schwestern gewürdigt: Das Museum Giersch der Goethe-Universität zeigt ab dem 22. August 2021 eine umfassende Retrospektive, in der auch Originalporträts von Helene Mayer zu sehen sein werden. Begleitend erscheint der Katalog *Die Fotografinnen Nini und Carry Hess* im Hirmer Verlag.

Die Autorin

Ulrike May arbeitet als freie Kunsthistorikerin in Frankfurt am Main und ist Mitglied des Vorstands sowie Mitbegründerin der ernst-may-gesellschaft.



Zum Weiterlesen und Hören

Helene Mayer, Fechterin (*20.12.1910), Podcast vom 20.12.2020 unter WDR.de.

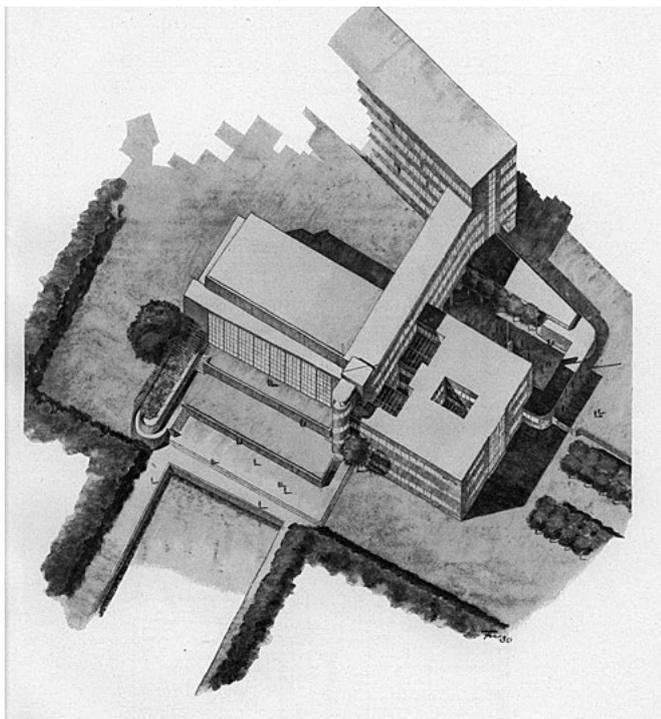
Ulrike May: Carry Hess, Nini Hess, in: www.frankfurterpersonenlexikon.de.

„Neue Sportbauten“ – Beiträge des „Neuen Frankfurt“ für die Schweizer Ausstellung von 1931

Von Jörg Schilling, Hamburg

Was für uns heute im Alltag eine Selbstverständlichkeit ist – die Nutzung von Sport- und Spielplätzen, Turnhallen und Schwimmbädern –, war in den 1920/30er Jahren des letzten Jahrhunderts noch eine relativ neue Errungenschaft der Reformen für die sogenannte „Volksgesundheit“

Mit der Entwicklung der Großstadt setzte sich die Erkenntnis durch, dass die Errichtung von Sportanlagen und Sportbauten zu den Aufgaben des städtischen Gemeinwesens gehörte, *„genauso gut wie die Versorgung mit Wasser und Licht, wie die Anlage der Kanalisation oder wie der Bau von Schulhäusern“*.



Schwimmbadentwurf Moltkeallee (aus: Martin Elsaesser, *Bauten und Entwürfe*, Berlin 1933)

So war es im Katalog der Ausstellung „Neue Sportbauten“ zu lesen, die vom 3. bis 31. Mai 1931 im Gewerbemuseum der Stadt Basel stattfand. Anschließend ging die Ausstellung nach Winterthur, wo sie am dortigen Gewerbemuseum vom 21. Juni bis zum 19. Juli präsentiert wurde. Sie sollte auch noch in anderen Museen der Schweiz gezeigt werden. Obwohl zu den Ausstellern deutsche Kommunen gehörten, ist hierzulande wenig über diese Wanderausstellung bekannt, was wohl nicht nur mit einer nationalen Fixierung deutscher Architekturgeschichte, sondern auch mit dem durch die Zäsur von 1933 verursachten Bruch in der Überlieferung zusammenhängt.

Der Katalog der Baseler Ausstellung war mit dem einleitenden Essay „Sport und Sportbau“ und einem „Rundgang durch die Ausstellung“ versehen, die beide vom Assistenten am Gewerbemuseum, Dr. Georg Schmidt (1896–1965), verfasst wurden. Daneben gab es noch zwei weitere Texte: vom Mannheimer Oberbaurat Albrecht Roemer über stadtplanerische Aspekte des Sportbaus sowie „Grundsätzliches zu den Frankfurter Anlagen“ vom Frankfurter Baudirektor Martin Elsaesser. Beide deutschen Städte hatten eigene Abteilungen in der Ausstellung, die sich in die folgenden Abschnitte gliederte:

1. Die Not der Grosstadt
2. Sport und Stadtplanung
3. Der sportliche Mensch
4. Der rein technische Sportbau
5. Etwas in der Mittelachse



Unterstandshalle Ostpark, um 1930 (aus: Martin Elsaesser, *Bauten und Entwürfe*, Berlin 1933)

6. Beispiele einer freien und einer achsial gebundenen Sportanlage
7. Gesamtanlagen
8. Turn-, Schwimm- und Reithallen
9. Die Stadt Mannheim
10. Die Stadt Frankfurt a. M.
11. Der Formwandel des Sportgeräts

Den Sport verstand der Kurator als eine „elementare Bewegung der Kompensation gegenüber dem modernen Erwerbsleben“ und setzte dafür bei dem zeitgenössischen Stadtbewohner einen „Willen zum Körperlichen, zum Natürlichen“ voraus. Die moderne Großstadt erzeugte seiner Auffassung nach bei ihren Einwohnern einen „mächtigen Durst nach Grün, nach freiem Raum, nach Natur, nach Bewegung, nach Entspannung“. Getrieben von dieser Zuversicht erkannte er eine direkte Parallele mit der „Bewegung in der Architektur, die man ‚Neues Bauen‘ nennt“. Insbesondere die Gymnastik, als eine natürliche und unmittelbare Bewegung des Körpers, erschien ihm als „genau das Gleiche, was auf baulichem Gebiet die Gesinnung eines sachlichen, unübersetzten, konstruktiv direkten Bauens ist“. Allerdings sei darauf zu achten, dass als Folge des kommunalen Engagements für das „Volkswohl“, z. B. bei Frei-

und Hallenbädern, nicht ein „Pathos dieser idealen Gesinnung“ architektonisch zur Schau getragen werde. In diesem Zusammenhang waren Schmidt vor allem Gestaltungen mit Symmetrie und Achse zuwider. Die etwas eigenwillig konzipierten und benannten Ausstellungsabschnitte 5 und 6 (s. o.) dienten dem Kurator dazu darzustellen, wie sehr viel natürlicher sich die Menschen in einer „freien“, unhierarchisch und rein funktional geplanten Anlage bewegen und „wie sehr viel menschlicher“ auch die leichteren Bauten dieser Komplexe sein konnten. Das erlaubte für ihn den Umkehrschluss, „wie fremd um die monumentalen Bauten der gebundenen Anlage sporttreibende Menschen sind“. Dazu passte, was Georg Schmidt im Oktober 1931 anlässlich der Stuttgarter Werkbundaussstellung „Wohnbedarf“ allgemein für Städte, Häuser, Möbel und Geräte erhoffte: „wie sie aus einem befreiten Lebensgefühl entstehen, so erwecken sie auch solche befreiten Gefühle in dem, der sie benützt!“ (Georg Schmidt, *Gebrauchsgerät*, in: *Moderne Bauformen*, 31. Jg., 1932, S. 490).

Das Aussteller-Verzeichnis führte Exponate aus Amsterdam, Basel, Luzern, Lyon, Montlhéry, Paris, Vevey, Wien und Zürich auf; der überwiegende Teil stammte aus deutschen Städten wie Berlin, Breslau, Dresden, Duisburg, Freiburg



Hallenschwimmbad Fechenheim, Innenansicht, um 1930 (Foto: Hans Georg Göllner, ISG, S7A/21.530)

i. B., Leipzig, Magdeburg und Stuttgart. Aus Hamburg wurde z. B. die Turnhalle in Farmsen von Karl Schneider oder aus Nürnberg der Stadionbau von Otto Ernst Schweizer gezeigt. Doch am „wertvollsten“ der gesamten Ausstellung waren für Schmidt die Präsentationen aus Mannheim und Frankfurt. Letztgenannte Kommune verfügte mit dem Schweizer Kunsthistoriker Josef Gantner, dem Herausgeber von *Das Neue Frankfurt*, über einen europaweit agierenden Fachmann für Öffentlichkeitsarbeit. Aber auch zwischen beiden Städten gab es durch den in Mannheim geborenen und politisch dort geschulten Frankfurter Oberbürgermeister Ludwig Landmann sowie Fritz Wichert, Direktor der Kunstgewerbeschule und vorherigen Leiter der Mannheimer Kunsthalle, vielfältige Berührungspunkte. Ebenso hatte Martin Elsaesser vor seinem Amtsantritt in Frankfurt als Architekt in Mannheim gewirkt. So lobte Georg Schmidt beide Städte wegen ihrer „vorbildlich, einsichtige[n] und weitsichtige[n] Stadtplanung“ – womit sich ein, auf die Metropole am Main bezogen, interessantes, weil übernationales Rezensions-Beispiel des Neuen Frankfurt offenbart. Denn: „wie *Vorzügliches Frankfurt auf dem Gebiet des modernen Wohnungsbaus leistet*“, setzte Schmidt als bekannt voraus. Weitere von ihm in Basel kuratierte

Ausstellungen (u.a. „Wohnung für das Existenzminimum“) deuten auf intensivere Kontakte nach Frankfurt. Sein Lob ließ sich für ihn insofern auch auf die dortige städtebauliche Einbindung von Sportanlagen und insbesondere Spielplätzen übertragen. Mit Fotos und Plänen wurden das Waldstadion, das Brentanobad, das „Planschufer“ mit Unterstandshalle im Ostpark, ein Umkleideraum des Sportplatz Bertramswiese, die Kinder-Erholungsstätte Sommerhofpark mit Planschbecken, das Planschbecken im Kindergarten der Konrad-Haenisch-Schule, ein (unbenanntes) Planschbecken in einer Anlage, der Kinder-Erholungsgarten im Volkspark Lohrberg, die Turnhallen der Konrad-Haenisch- und der Römerstadtschule, das Hallenschwimmbad Fechenheim und die Projekte für Hallenschwimmbäder an der Wilhelmbrücke und auf dem Festhallengelände vorgestellt.

Die meisten Bauten und insbesondere die letzten beiden Entwürfe gingen auf Martin Elsaesser als Architekten zurück. Aussteller waren die Stadion-Gesellschaft und das Frankfurter Hochbauamt. Der nur als schmale Broschüre ohne die Einleitung gedruckte Katalog aus Winterthur stimmte ansonsten mit dem Baseler überein. Er verfügte

aber über drei eingeklebte Bildbeispiele aus Mannheim, während im Baseler Katalog auf Abbildungen verzichtet wurde. Beide stellten auch „Neuere Literatur“ über Sportbauten vor. Dazu gehörte die sehr reich bebilderte, von Emanuel Josef Margold ebenfalls 1931 herausgegebene Publikation *Bauten der Volkserziehung und Volksgesundheit*. Mehrere der ausgestellten Bauten Martin Elsaessers waren hier bereits abgebildet worden.

Der Begleittext des Baudirektors zur Frankfurter Abteilung war im Vergleich mit der idealistisch geprägten Katalogeinleitung eher spröde und kurz als Aufzählung zu den Unterthemen 1. Sportanlagen, 2. Freibadeanlagen, 3. Turnhallen, 4. Hallenschwimmbäder verfasst worden. Die Sportanlagen sollten für ihn eine „klare sachliche Gestaltung der notwendigen Baulichkeiten bei völliger Unterordnung und Einordnung in die gärtnerischen Anlagen“ aufweisen. Elsaesser hob die landschaftlich schön gelegenen Freibadeanlagen an Main und Nidda hervor, wobei für ihn insbesondere im alten Brentanopark eine „reizvolle Badeanlage“ geschaffen wurde. Bei den Turnhallen waren neben der schuhtechnischen Trennung der Eingangs-, Turn- und Sanitärbereiche die Möglichkeit einer Öffnung nach Hof, Garten und Gymnastikplatz zu beachten. Am ausführlichsten erläuterte Elsaesser den Abschnitt über Hallenschwimmbäder, wobei er sich wie die konkrete Beschreibung des Hallenbads in Fechenheim lesen lässt: auch hier war in Verbindung mit der „Luftbadeanlage“ die Öffnung nach Süden mit einer verschiebbaren Glaswand das wichtigste Merkmal.

Da der Frankfurter Baudirektor in seinen zahlreichen Texten und Baubeschreibungen zumeist ausführlich historische und reformorientierte Aspekte einfließen ließ, muss Elsaessers auffallend knapper Katalogbeitrag vor dem Hintergrund der Beanspruchung durch die Kampagne gegen ihn und den ehemaligen Stadtbaurat gesehen werden, die er 1931 nach dem Weggang von Ernst May wegen angeblicher Baumängel und Kostenüberschreitungen für beide ausfechten musste. Sie führte Anfang 1932 zur Auflösung seines Dienstverhältnisses und damit zum endgültigen Ende des Frankfurter Experiments in Architektur und Städtebau. Obwohl in den Ausstellungskatalogen von einem Neuen Frankfurt nichts zu lesen war, lassen sich doch diesbezüglich als Fazit drei Aspekte herausstellen: Die damit dokumentierten Bemühungen von Stadt und Hochbauamt um die Außenwirkung, die Frankfurter Bemühungen für die „Volksgesundheit“ und die nicht selbstverständliche Wertschätzung derer Ergebnisse über Landesgrenzen hinweg. Letztendlich aber demonstrierte diese Ausstellung, wie um 1931 „eine Bewegung“ in die Auffassung von Ar-



Martin Elsaesser, um 1930 (Foto: Archiv Martin-Elsaesser-Stiftung)

chitektur gekommen war, welche die Gestaltung als Resultat einer organischen Entwicklung „moderner“ Bedürfnisse verstand.

Der Autor

Dr. Jörg Schilling ist Kunst- und Architekturhistoriker, Autor, Verleger und Herausgeber der hamburger und frankfurter bauhefte. Er berät die Martin Elsaesser Stiftung als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Für die Zurverfügungstellung der Kataloge aus Basel und Winterthur dankt er der Bibliothek des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg und Dr. Roland Jaeger.



Zum Weiterlesen

Neue Sportbauten. Ausstellungskatalog, Gewerbemuseum Basel, 3. bis 31. Mai 1931. Basel 1931.

Die Siedlung Höhenblick aus der Perspektive eines kleinen Mädchens

Ein Interview mit Ruth Müller, Frankfurt am Main

Ruth Müller ist die Tochter des Architekten Carl-Hermann Rudloff und seiner Frau Charlotte. Sie wurde 1928 geboren und wuchs in der von ihrem Vater entworfenen Siedlung Höhenblick auf. Von ihren Erinnerungen aus Kindertagen erzählte Frau Müller Ende Oktober 2020

Christina Treutlein: Wir alle haben die Bilder von den schönen weißen Häusern mit farbigen Details in der Siedlung Höhenblick vor unserem Auge. Frau Müller, Sie und Ihre Familie lebten in einem der Reihenhäuser dort, nämlich im Fuchshohl 35. Ihre Eltern hatten das Haus kurz vor Ihrer Geburt bezogen. Wie erlebten Sie als kleines Mädchen das Haus und den Garten?

Ruth Müller: Ich erinnere mich noch sehr gut an das Haus, es war alles sehr praktisch und übersichtlich. So auch die Küche mit dem an der Wand befestigten, herunter klappbaren Bügelbrett. Einen Kühlschrank gab es dort nicht und einen Eisschrank hatten nicht viele. Meine Mutter brachte die Lebensmittel meist in den Keller. Die Weihnachtsgans aber hängte sie bei Frost bis zu deren Zubereitung an den Festtagen auf der Dachterrasse an den Haken. Auf der Dachterrasse wurden oft Familienfotos gemacht. Auch die Terrasse hinter dem Haus war sehr beliebt. Im Sommer saßen meine Eltern dort oft mit Freunden. Ganz früher hatten wir für ein paar Jahre ein Dienstmädchen, das in der Kammer im ersten Obergeschoss schlief.

Treutlein: Für das Büro bei der ABG hatte Ihr Vater moderne Möbel entworfen. Hatte sich Ihre Familie das Haus im Höhenblick auch so modern eingerichtet?

Müller: Wir hatten Stühle, die Vater selbst entworfen hatte. Sie waren sehr stabil und unverwüstlich. Ebenso die Bank, die man aufklappen konnte, um Dinge darin zu verstauen. In der Bank habe ich mit einer Freundin Radio gespielt: Eine von uns ging in die Bank, machte den Deckel zu und begann zu sprechen. Das war unser Radio. Die Bank stand im Wohnraum neben dem Herrenzimmer. Alle Möbel im Herrenzimmer hatte Vaters Schwiegermutter aus Breslau ausgesucht. Es waren schwarze Eichenmöbel mit Schnitzereien, vom Stil her ganz anders als seine eigenen Entwürfe. Ich frage mich heute noch, ob ihm diese Dinge gefallen haben?



Ruth Müller spielt auf der Terrasse.
Im Hintergrund die Villa von Martin Elsaesser
(Foto: Privat)

Treutlein: Schaut man sich die Fotos von seinen schlichten und geradlinigen Möbelentwürfen an, kann ich mir gut vorstellen, dass er sich vermutlich für andere Stücke entschieden hätte und sie der Schwiegermutter zuliebe aufstellte. Frau Müller, Sie hatten gerade schon Kinderspiele erwähnt. Womit verbrachten Sie Ihre Kindheit im Höhenblick sonst noch?

Müller: Meine besten Freundinnen wohnten ebenfalls im Höhenblick. Das Umfeld der neuen Häuser war sehr schön: nur 10 bis 15 Minuten Fußweg über wogende Kornfelder und Wiesen bis zur Nidda. Im Winter sind wir auf den Äckern Ski gefahren. Aber auch die Erwachsenen genossen die Umgebung der Siedlung Höhenblick. Wir sind oft zusammen spazieren gegangen. Außerdem gab es neben dem Haus der Familie von Martin Elsaesser einen Spielplatz mit Wippen, Barren, Reck und Dauerlaufbahn. Man war damals



Der Wohnraum der Familie mit der von Carl-Hermann Rudloff entworfenen Bank (Foto: unbekannt, emg, NL Rudloff, Inv.-Nr.: 09-01-01)



Ruth Müller beim Skifahren am Hang unterhalb der Villa von Ernst May (Foto: Privat)

sehr sportlich. Im Gegensatz zu heute, ist man aber nicht auf dem Bürgersteig joggen gegangen – dafür wäre man belächelt worden und man hätte sich gedacht, das ist ein Spinner, der nicht geht, wie es sich gehört.

Treutlein: Lassen Sie uns einen kleinen Zeitsprung machen. 1944 fielen Bomben auf die Häuser der Siedlung Höhenblick. Auch Ihre Familie war betroffen.

Müller: Ja, nach dem Großangriff auf Frankfurt am 22. April 1944 wurde noch eine Bombe, eine so genannte Luftmine, über „unser“ Fuchshohl abgeworfen, die alle Häuser der Straße zerstörte oder unbewohnbar machte. Das Feuermeer über Frankfurt kann ich nicht vergessen.

Treutlein: Wo haben Sie und Ihre Familie während der Bombardements Schutz gefunden?

Müller: Die weißen Häuser im Höhenblick wurden im Krieg zur Tarnung anthrazit gestrichen und auf Anweisung Hitlers wurden in den Kellern Luftschutzräume eingebaut. Auch in unserem Keller war die Decke mit Holzbalken verstärkt und eine besondere Metalltüre wurde eingebaut. Dort saß ich mit meinen Eltern als die Bomben fielen. Der Einschlag durch die Luftmine war unglaublich laut. Wir wohnten in dem Teil der Straße, deren Häuser nur „schwergeschädigt“ waren, da Fenster und Türen samt Rahmen weggerissen wurden. Im nördlichen Teil des Fuchshohls waren die Häuser wie weggefeht und die Menschen starben unter den Trümmern in den Kellern. Auch das ganz in unserer Nähe gelegene Haus vom Fotografen Alfred Tritschler war total zerstört (Fuchshohl 27). Seine Frau Hedwig konnte nur tot geborgen werden. Er selbst war am Tag des Bombardements als Soldat an der Front. Während eines Fronturlaubs sah ich ihn ganz verzweifelt auf den Trümmern seines Hauses sitzend, was mich sehr bewegte.

Treutlein: Gab es einen Ort, an dem Sie nach all diesen schrecklichen Erlebnissen Unterschlupf fanden?

Müller: Zunächst lebten wir für etwa vier Wochen im Keller unseres zerstörten Hauses. Zum Glück gab es in der Waschküche noch die Toilette. Nach dem Bombeneinschlag kam ich zusammen mit den drei Oberstufenklassen der Elisabethenschule im Rahmen der „Kinderlandverschickung“ im Vogelsberg unter.

Während des Krieges hatten wir keinen Hunger, aber danach. Mein Vater veräußerte das Silberbesteck und die Märklin-Eisenbahn meines Bruders, um von dem Geld Essen kaufen zu können. Er war ein Optimist und sagte, dass wir diese Dinge wieder bekommen können, wenn alles aufgebaut ist.

Treutlein: Aber den Wiederaufbau erlebte Carl-Hermann Rudloff nur in den Ansätzen. Er starb bereits am 7. Juni 1949. Haben Sie die Wiederherstellung der Siedlung Höhenblick verfolgt?

Müller: Zeit, um den Wiederaufbau zu verfolgen, hatte ich damals nicht. Als ich in den 1960er Jahren wieder einmal im Höhenblick war, stellte ich fest, dass im Wiederaufbau die Häuser sehr verändert wurden und alles sehr uneinheitlich war. Es war nicht mehr die Siedlung, die mein Vater gebaut hatte. Ihre Atmosphäre hatte sie verloren.

Zum Weiterlesen

Das ungekürzte Interview auf www.forum-neues-frankfurt.de/blog-forum-neues-frankfurt.

Die Bootswerft Leux und Ferdinand Kramer

Von Dieter Wesp, Frankfurt am Main

„Während meiner Kindheit kam ich auf die Bootswerft meines Großvaters [Carl Friedrich August Leux] und sah frühzeitig präzise gezeichnete Schiffspläne und technische Lösungen eines Handwerks, das höchste Qualität mit sparsamsten Mitteln forderte: Formen, die das Resultat von Zweck, Material und Arbeit sind.“

Mit diesem Zitat Ferdinand Kramers beginnt Lore Kramer ihre Beschreibungen der frühen Prägungen ihres Ehemanns Ferdinand und sie fährt in eigenen Worten fort: *„Oft berichtete Ferdinand Kramer von diesem Erlebnis und von seinen Besuchen auf der legendären Schichau-Werft in Elbing, die sein Onkel, Carl Leux, als technischer Direktor leitete.“* Carl Friedrich August Leux wird 1826 in Frankfurt am Main geboren. Er gründet 1854 die Bootswerft Leux. Der erste Standort ist auf der Sachsenhäuser Mainseite auf der Höhe der Villa Metzler (heute: Museum Angewandte Kunst). Diese erste Werftanlage ist für die Entwicklung des Rudersports in Frankfurt von großer Bedeutung. Sowohl der erste Frankfurter Ruderverein der FRV 1865 als auch der Rudergemeinschaft Germania von 1869 führen ihre Gründung auf die Boote von Leux zurück: *„Im Juli 1865 rudern junge Leute in vier Doppeldreieren mit Steuermann des Schiffbauers und Bootsvermieters Carl F. A. Leux bis zur Gerbermühle. Dabei kommt die Idee zur Gründung eines Rudervereins auf. Am Freitag, den 28. Juli versammeln sie sich im Gasthaus ‚Zum Storch‘, das noch heute in einem Bau aus den 50er Jahren auf der Südseite des Kaiserdoms fortbesteht. Der FRV ist der erste binnenländische Ruderverein in Deutschland.“* Direkt neben der Leux-Werft baut sich der neue Verein eine Hütte und bestellt bei Leux das erste eigene Boot. In der Historie von RG Germania (www.frg-germania.de) liest sich die Vereinsgründung so: *„Die Frankfurter Bootswerft Carl Leux entschloss sich auf Grund zunehmender Beliebtheit um 1864 Dollenboote zu bauen und sie an Jugendliche zu vermieten. Am 15. Juli 1869 verabschiedeten zwei Rudercliquen eine gemeinsame Satzung und schufen die Frankfurter Rudergesellschaft. Nach dem Anschluss von zwei weiteren Frankfurter Rudervereinen in 1872/74 erhielt die Germania ihren heutigen Namen:*

Frankfurter Rudergesellschaft Germania von 1869 e.V.“ Die RG Germania von 1869 initiiert auch die ersten deutschen Meisterschaftsrennen. Achilles Wild von der RG Germania dominiert diesen Wettbewerb, siegt im ersten Rennen 1882 und von 1884 fünfmal in Folge. Mit Ferdinand Leux wird ein Nachkomme der Familie 1890 Deutscher Meister im Einer, ebenfalls für die RG Germania.

Der Firmengründer Carl F. A. Leux stirbt 1884, seine Witwe Catharina Leux führt die Werft weiter. Durch die Kanalisierung des Mains in Frankfurt von 1883 bis 1886 und den Bau eines Hochkais zieht die Werft nach Niederrad um. Den Aufschwung und die Qualität der in Frankfurt gebauten Sportrunderboote beschreibt der Frankfurter Architekten- und Ingenieur-Verein 1896 so: *„Die beiden hier bestehenden Firmen C.F.A. Leux Wwe. (gegr. 1854) und Joseph Wirth (gegr. 1862) haben in dem Bau dieser Boote einen so hohen Grad von Vollendung erzielt, dass die deutschen Rudervereine, welche früher darauf angewiesen waren, ihre Boote ausschließlich aus England zu beziehen, jetzt ihren Bedarf in Frankfurt decken; ja ein großer Theil der hier gebauten Raceboote gelangt bereits zum Export nach den verschiedensten Ländern.“*

Seit seiner Heirat 1895 hat Ferdinand Leux, der Sohn von Catharina und Carl F. A. Leux, die Bootswerft übernommen. Er ist der Bruder von Carl Leux, dem Inhaber und Schiffskonstrukteur der Schichau-Werft in Elbing, und ein Onkel von Ferdinand Kramer. Kramer wird 1898 in Frankfurt geboren. Seine Besuche als Heranwachsender auf den Werften, die jetzt seine Onkel Ferdinand in Frankfurt am Main und Carl in Schichau führen, haben Einfluss auf seine eigenen gestalterischen Prinzipien genommen. Welche Pläne

und Boote hat er dort gesehen? Vielleicht solche eleganten Sharpie-Kajaks, die Leux in den 1920er Jahren herstellte. Der Boden ist aus zwei Planken gebaut, die aus Eichenholz gefertigt sind. Die Seitenplanken bestehen aus Mahagoni und laufen vorne an einen runden Steven zusammen. Diese Konstruktion war bedeutend einfacher, als die bislang geklinkerten Boote, bei denen einzelne Holzbretter dachziegelartig übereinander versetzt verwendet wurden. Im Prospekt heißt es dazu: „Die Sharpie-Bauart stellt eine Vereinfachung der Herstellung dar und so können die Boote entsprechend billiger geliefert werden“. Kostete ein geklinkertes Einer-Kajak 565 Mark, so wurde das Sharpie-Kajak für 345 Mark angeboten. Anfang 1923 wandelt sich die Ferdinand Leux Werft zur Leux-Werke AG um und tritt mit modernisiertem Logo auf. In Niederrad werden vor allem Segel-, Ruderboote und Kajaks gebaut, im Osthafen Frachtdampfer aus Eisen. Durch die Inflation kommt die AG in wirtschaftliche Schwierigkeiten und wird 1926 aufgelöst.

Ferdinand Kramer kommt 1930 noch einmal mit dem Wassersport in Berührung. Er baut für den Frankfurter Kanu-Club östlich der Neuen Alten Brücke auf der Sachsenhäuser Seite ein Clubhaus, das er 1933 durch eine Aufstockung mit seitlicher Treppe erweitert. Das Gebäude hat sich leider nicht erhalten.

Der Autor

Dieter Wesp ist Stadthistoriker und Stadtführer sowie Autor der Chronik zum hundertjährigen Bestehen des Frankfurter Kanu-Vereins von 1913.

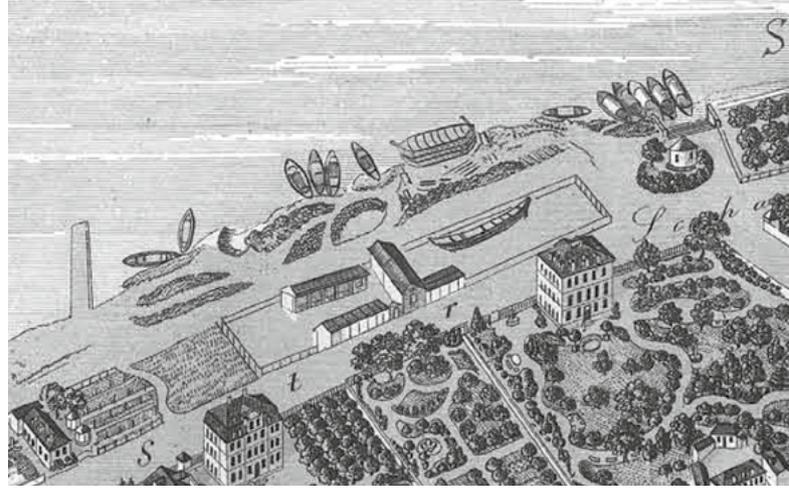


Zum Weiterlesen

Dieter Wesp: 100 Jahre nah am Wasser. Frankfurt am Main 2013.

Wolfgang Voigt, Philipp Sturm, Peter Körner: Ferdinand Kramer. Die Bauten. Frankfurt am Main 2015.

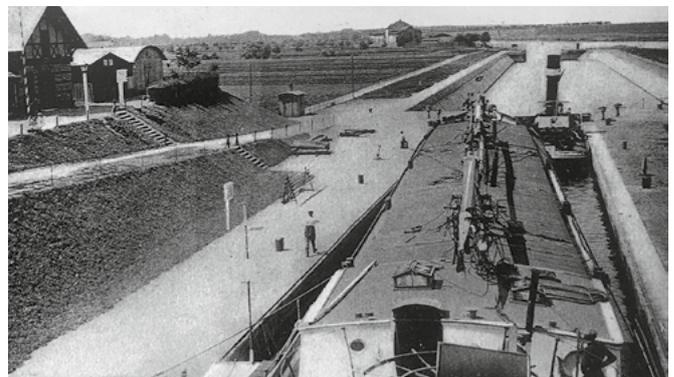
Ulrich Meißner: 150 Jahre Frankfurter Ruderverein von 1865. Frankfurt am Main 2018.



Bootswerft Leux nördlich der Villa Metzler oben rechts im Bild (Ausschnitt: Friedrich Wilhelm Delkeskamp, 1864)



Ruderer des FRV 1865, 1869 (Foto: Archiv des FRV 1865)



Alte Schleuse Niederrad und im Hintergrund die Bootswerft Leux, vor 1914 (Foto: Archiv Robert Gilcher)



Clubhaus des Frankfurter Kanu-Clubs von Ferdinand Kramer, 1933 (Foto: Ferdinand Kramer. Architektur und Design, 1982, S. 57)

Das Bootshaus der Universität – Am Wasserweg ost-westlich

Von Konrad Elsässer, Frankfurt am Main

Das am Main gelegene Bootshaus von Martin Elsaesser gehört zu den sichtbarsten Frankfurter Sportbauten und zu seinen heute am wenigsten bekannten – obwohl der „schmale zweigeschossige kubische Flachbau, der mit seiner funktionalen Architektursprache gänzlich auf dekorativen Schmuck und jegliches Ornament verzichtet“ (Lennig), eindeutig als ein Bauwerk des Neuen Frankfurt zu erkennen ist

Von Elsaessers acht geplanten und sechs realisierten Universitätsgebäuden gehört es mit der Klinik für Gemüts- und Nervenranke zu den Bauten, die die Zerstörungen des Krieges überdauert haben. Am südlichen Mainufer unterhalb des Liebieghauses liegt es der Innenstadt am nächsten. Als Bootshaus der Universität wurde es 1930 gebaut und lag direkt gegenüber der Moslerschen Badeanstalt, der damals größten schwimmenden Flussbadeanstalt Deutschlands. Genutzt wird es heute vom Institut für Sportwissenschaften bzw. dem Zentrum für Hochschulsport und der Rudergesellschaft Germania.

Das flachgezogene Gebäude steht direkt am Wasser, es konnte nur mit Sondergenehmigung des Frankfurter Tiefbauamtes und der Wasserbehörde in Aschaffenburg errichtet werden. Die Baukosten betragen 30.000 Reichsmark (RM), wobei sich ein Zuschuss des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung auf 10.000 RM belief. Da die Universität die restlichen Kosten jedoch nicht aufbringen konnte, sollten die Studierenden für das Rudern pro Sommersemester sechs RM zahlen; bei einer Studierendenzahl von 300 wurde mit Einnahmen von 1.800 RM gerechnet. Schon 1926 hatte der Leiter des Instituts für Leibesübungen, Dr. Paul Mäder, einen Antrag für ein Bootshaus gestellt. Die ersten Planungen sahen ein „schwimmendes Bootshaus“ vor. Aber nachdem das preußische Ministerium 1928 eine Beteiligung an der Finanzierung zugesagt hatte, legte Martin Elsaesser einen Plan für den Bau direkt am Ufer vor.

Belüftung und Wasserdurchfluss

Der Bau hat mit der 1928 errichteten Großmarkthalle eine Gemeinsamkeit, die sich aus der Lage direkt am Main ergibt. Während bei der Großmarkthalle eine Lüftung bei hohen Sommertemperaturen mittels nächtlichem Durchzug entsprechend der Ost-West-Windrichtung erfolgen konnte, wurden beim Bootshaus bei Hochwasser die Boote höher gehängt und die Tore östlich und westlich geöffnet, so dass der Main für zwei oder drei Tage durch das Gebäude hindurch floss. Danach wurde gesäubert, gelüftet, und der Betrieb konnte wieder aufgenommen werden. Was mag dies für den Hausmeister bedeutet haben, dessen Wohnung im ersten Stock lag? Sie steht seit etwa zehn Jahren leer. Im ersten Obergeschoss befinden sich auch die Umkleieräume und Duschen für die Ruderinnen und Ruderer. Die dortige große Terrasse, die nach dem Krieg mit einem Lattenzaun zum Uferweg und zum Schaumainkai hin abgeschirmt worden ist, öffnet sich nach Osten zur Innenstadt hin. Sie hat vor wenigen Jahren zu der Idee geführt, hier mit bunten Skulpturen aus der Sammlung des Liebieghauses eine weit hin sichtbare Attraktion zu schaffen.

Renovierung und Nutzung

Zwischen 2013 und 2016 gab es verschiedene Initiativen für eine Renovierung und möglicherweise neuen Nutzung. Gespräche zwischen der Martin-Elsaesser-Stiftung, ehemaligen Ruderern/Zeitzeugen, der Universität, der Rudergesellschaft Germania, dem Stadtschulamt, dem Denkmalamt und dem Liebieghaus blieben ohne Erfolg. Professor Wolfgang Jung



Bootschhaus der Universität, 2021 (Foto: Konrad Elsässer)

von der Frankfurt University of Applied Sciences legte in einem Seminar mit Studierenden 2016 eine umfangreiche Dokumentation vor, eine Unterschutzstellung durch das Denkmalamt steht jedoch noch aus. Das Gebäude wurde 2016 neu verputzt, die Graffiti entfernt. Mit dem Bootshaus könnte eine interdisziplinäre Sport- und Kulturattraktion an diesem Ort entstehen: z. B. ein Bootshaus unten und Ausstellungen des benachbarten Liebieghauses im 1. Obergeschoss und auf der Freiluftterrasse. Die Sichtbarkeit eines Stücks Neues Frankfurt in unmittelbarer Nähe zur Innenstadt würde damit deutlich erhöht. Spaziergänger*innen, Vorbeiradelnde und Tourist*innen auf den vorbeifahrenden Schiffen können einen fast vergessenen Bau des Neuen Frankfurt am Mainufer entdecken.

Der Autor

Dr. Konrad Elsässer ist Vorsitzender und Geschäftsführer der Martin-Elsaesser-Stiftung und Mitglied im Vorstand der ernst-may-gesellschaft.



Zum Weiterlesen

Charlotte Lennig: Bootshaus der Goethe-Universität, in: Kulturelle Entdeckungen. Neues Bauen in Hessen. Regensburg 2019.

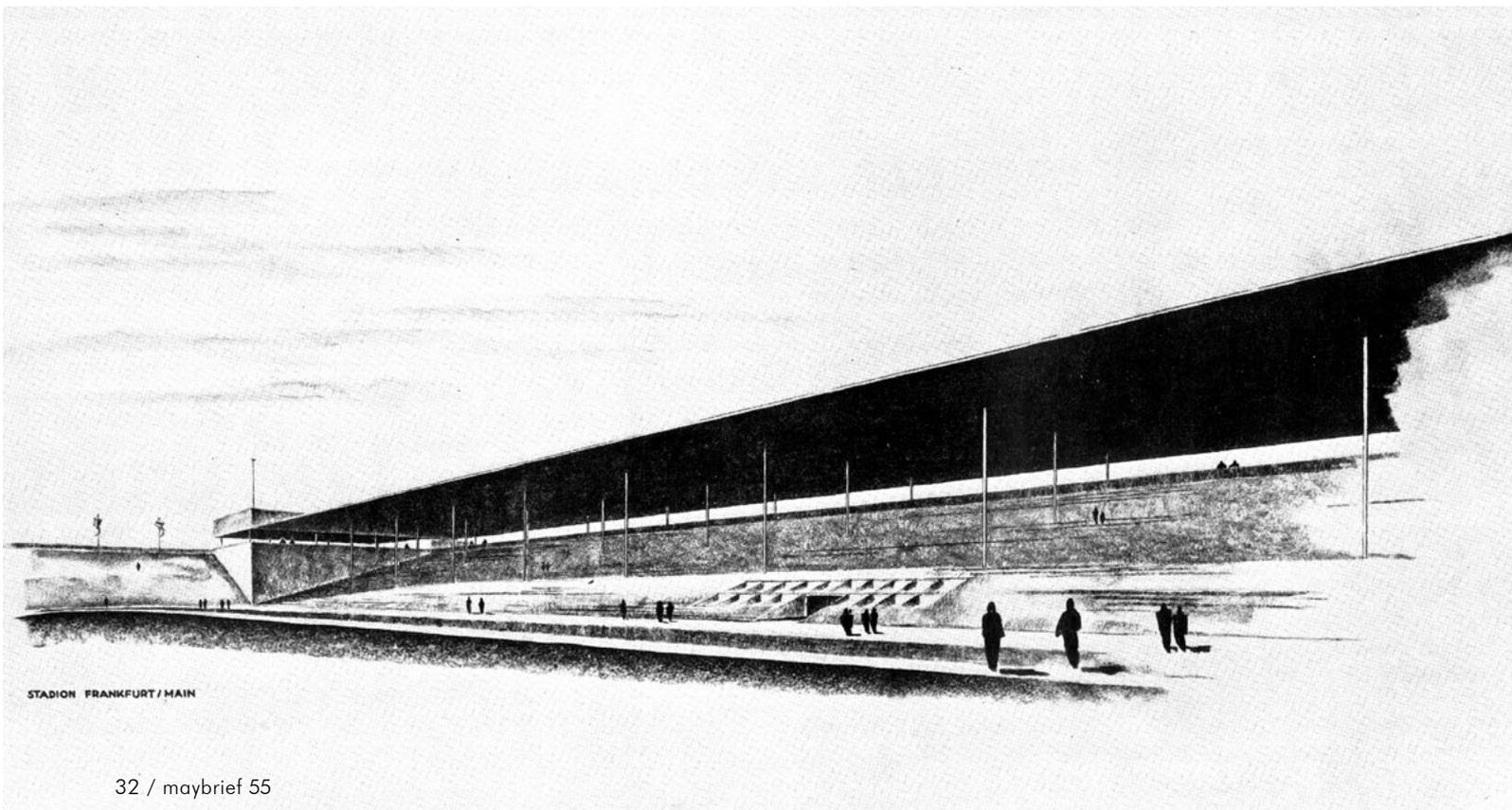
Fünf Ringe für Frankfurt – Über zwei Anläufe, die Olympischen Spiele an den Main zu holen

Von Philipp Sturm, Frankfurt am Main

In der Zeit der Weimarer Republik wurden im Frankfurter Stadtwald zahlreiche neue Sportstätten errichtet. Noch unter Oberbürgermeister Georg Voigt, dem Vorgänger Ludwig Landmanns, wurde hierfür der erste Anstoß gegeben

Das Areal für diese Anlagen war frei geworden, da aufgrund des Versailler Vertrags im Stadtwald ein Schießgelände demontiert werden musste. Nach Plänen des Gartenbaudirektors Max Bromme wurde zwischen 1921 und 1925 das Sportfeld gebaut, die architektonische Ausarbeitung des Stadions im neoklassizistischen Stil erfolgte nach einem Entwurf des Hochbaudezernenten Gustav Schaumann.

Vielleicht war es der Erfolg der Arbeiter-Olympiade, der die Stadtväter unter Oberbürgermeister Ludwig Landmann nun von Größerem träumen ließ. Man hatte die Olympischen Spiele 1920 in Antwerpen und 1924 in Paris aufmerksam verfolgt und es reifte der Gedanke, dieses Weltereignis in der vergleichsweise kleinen Stadt Frankfurt mit damals 550.000 Einwohner*innen auszurichten.



1928 forcierte die Stadt die Bewerbung für die Olympischen Spiele im Jahr 1936 und entsandte im Sommer eine Studienkommission zu den Olympischen Spielen nach Amsterdam, um einen Eindruck von den Anforderungen zu bekommen, die auf Frankfurt zukommen würden. Der Magistrat beschloss nun, die Stadt offiziell als Ausrichter vorzuschlagen, was am 3. Mai 1930 geschah. Die Entscheidung des Internationalen Olympischen Komitee (IOK) sollte zwar erst 1931 getroffen werden, aber eine Vorauswahl unter den deutschen Bewerberstädten Berlin, Frankfurt, Köln und Nürnberg bereits 1930 stattfinden. Auf dem IOK-Kongress im Mai 1930 in Berlin überreichten Vertreter der Stadt den IOK-Mitgliedern die dreisprachige Denkschrift der Stadt Frankfurt, die auf 48 Seiten das Konzept der Frankfurter Spiele darlegte. Bereits in der Einleitung wurde Deutschlands berühmtester Dichter Johann Wolfgang Goethe herangezogen und kurzerhand zum Sportsmann erklärt: „hat doch Frankfurts größter Sohn, Goethe, die Freude am Eislauf, Reiten und Fechten in hohen Tönen gepriesen und diese wie alle anderen körperlichen Übungen der Jugend angelegentlich empfohlen.“ Die Broschüre warb mit der geografischen Lage und dem gleichmäßigen Klima der Stadt, pries die hervorragenden Hotels und stellte die vorhandenen sowie geplanten Sportstätten (vor allem) im Stadtwald vor. Für die Olympiade sollte das Stadion durch den Bau einer 225 Meter langen Marathontribüne und den Umbau der Kurventribünen für bis zu 70.000 Besucher*innen vergrößert werden. Zahlreiche Sportstätten bedurften Erweiterung oder Ertüchtigung. Die meisten Wettkämpfe hätten auf dem 1921 von Bromme geplanten Gelände ausgetragen werden können, lediglich Rudern war auf dem Main und Schwerathletik sowie Boxen in der Festhalle (1907–09) von Friedrich von Thiersch vorgesehen. Geprägt ist die Denkschrift ganz vom Geist des Neuen Frankfurt, dessen Erfolge und Ziele umfangreich gehuldigt werden: „Steigt man zu Tal, hinunter in die maindurchströmte Ebene, so zieht wie ein Magnet der gewaltige gotische Turm des Frankfurter Domes zur Stadt. Vorüber an gepflegten Feldern und einzelnen industriellen Werken, die aber nirgends die Landschaft stören, führt eine der vielen Radialstraßen zunächst an den leuchtenden Ring weißer Siedlungen, der seit dem Weltkriege Frankfurt als letzter Gürtel umschloß. Tausende neuer Wohnungen sind hier, meist in reizvollem Zusammenklang von Gärten, Wiesen und Terras-

Entwurf der Marathontribüne für das geplante Olympiastadion Frankfurt, 1930 (Abbildung: Denkschrift der Stadt Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1930)



Festhalle von Friedrich von Thiersch, vorgesehen für olympisches Boxen und Schwerathletik (Abbildung: Denkschrift der Stadt Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1930)

sen, in weitgedehntem Flachbau entstanden. Von weither – aus China und Amerika, von Europa zu schweigen – kommen heute Städtebauer, um dieses Werk sozialer und architektonischer Organisation zu studieren. Ein neues Geschlecht wächst in diesen Wohnstätten heran, das den Sport liebt.“

Doch der Traum von einer Olympiade am Main platze noch im Mai 1930. Zu Gunsten von Berlin sollten die anderen deutschen Bewerber zurückziehen. Ein Jahr später auf dem IOK-Kongress in Barcelona setzte sich Berlin gegen Budapest, Rom und Barcelona durch. Die Olympischen Spiele 1936 atmeten nicht den Geist des Neuen Frankfurt, sie fanden in Berlin unter dem Hakenkreuz der Nationalsozialisten statt.

Mehr als 70 Jahre später versuchte man in Frankfurt, sich abermals für die Olympischen Spiele zu bewerben. Oberbürgermeisterin Petra Roth und der hessische Ministerpräsident Roland Koch gaben 2001 eine Machbarkeitsstudie unter dem Titel *OLYMPJA! Frankfurt Rhein-Main 2012* heraus. Die Idee war, den immer größer werdenden und kommerziell ausufernden Sportveranstaltungen ein kompaktes und nachhaltiges Olympia-Ereignis entgegenzusetzen. Nach Sydney (2000), Athen (2004) und Peking (2008) wollte man in der kleinen Stadt Frankfurt mit kurzen Wegen, der Einbeziehung der Umwelt und einer reichen Kulturregion glänzen. Das Gelände im Stadtwald reichte für eine solche Mega-Veranstaltung allein nicht mehr aus. Das Ereignis sollte in zwei zentralen Olympiaparks und auf weiteren Sportstätten im gesamten Rhein-Main-Gebiet



Entwurf des Olympiastadions Frankfurt von Jochem Jourdan im geplanten Olympiapark Rebstock, 2001
(Abbildung: OLYMPJA! Frankfurt Rhein-Main 2012, Frankfurt am Main 2001)

stattfinden. Fußball, Tennis, Rad- und Reitsport plante man in einem Olympiapark am Stadtwald auszutragen, die olympischen Hauptwettkämpfe dagegen im Olympiapark Rebstock, der sich vom Rebstock-Gelände über das Areal des ehemaligen Güterbahnhofes bis hin zur Festhalle der Frankfurter Messe erstrecken sollte. Die Boxkämpfe waren auch 2012 wieder in von Thierschs Halle vorgesehen.

Für die ersten städtebaulichen und architektonischen Entwürfe und Studien zeichnete Jochem Jourdan verantwortlich. Er platzierte das Olympiastadion an das westliche Ende des Olympiaparks Rebstock, über einen olympischen Hain sollte es mit dem olympischen Dorf verbunden werden. Beide Olympiaparks plante man mit einer Ring-S-Bahn – dem Olympic Circle – zu vernetzen. Wenn auch weniger poetisch als 1930 wird bei der Bewerbung für 2012 wieder das Neue Frankfurt herangezogen: *„Das neue Frankfurt ist, neben dem Bauhaus in Weimar, später in Dessau, und der Bautätigkeit in Berlin, vielleicht der komplexeste Versuch, im Deutschland der Weimarer Republik eine Großstadt und ihre Lebensformen in eine Gesamtgestaltung einzubringen.“*

Doch 2003 war der Traum von Olympia erneut geplatzt. Im nationalen Vorausscheid setzte sich Leipzig mit einer emotionalen Bewerbung – der Oberbürgermeister Wolfgang Tiefensee griff zum Cello und spielte „Dona nobis pacem“ – gegen Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg und Stuttgart durch. International hatte auch Leipzig keine Chance, in der Endrunde, aus der London als Sieger hervorging, war die sächsische Stadt schon nicht mehr dabei.

Dort, wo 2012 Athlet*innen aus aller Welt über die Olympische Meile spazieren sollten, laden heute die Europallee mit wenig eleganter Architektur und der Europagarten mit dünnem Pflanzenbewuchs zum Flanieren ein. Das seit 100 Jahren gewachsene Sportzentrum im Stadtwald dagegen begeistert weiterhin Sportler*innen und deren Zuschauer*innen.

Der Autor

Philipp Sturm ist Politologe. Er arbeitet als freier Kurator und Autor am Deutschen Architekturmuseum und ist Geschäftsführer der ernst-may-gesellschaft.
(Foto: Kirsten Bucher)



Zum Weiterlesen

Denkschrift der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 1930.

Thomas Bauer: Frankfurter Waldstadion – 75 Jahre Sportgeschichte 1925–2000. Frankfurt am Main 2000.

OLYMPJA! Frankfurt Rhein-Main 2012. Frankfurt am Main 2001.

Das grünste Dorf Münchens

Von Natalie Heger, Frankfurt am Main

Wo einst Sportler*innen dem Wettkampf entgegenfieberten, werden heute die gemeinschaftlichen Freiräume und eine vielfältige Nachbarschaft besonders wertgeschätzt

Die Bedeutung von Wohnqualität wurde uns durch die COVID-19 Pandemie wieder einmal deutlich vor Augen geführt. Glücklicherweise konnten sich diejenigen schätzen, die über Rückzugsbereiche für Homeoffice und Homeschooling, über einen privaten Freibereich, einen Blick ins Grüne, eine fußläufig erreichbare Nahversorgung, Grünflächen mit Spielplätzen und ein gutes Nachbarschaftsnetzwerk verfügen. Den rund 7.000 Bewohner*innen des Olympischen Dorfs in München, das vor 50 Jahren zur Ausrichtung der Olympischen Spiele 1972 errichtet wurde, dürfte es zu Zeiten von Lockdown und Ausgangssperren vergleichsweise gut ergangen sein. Die „Dörfler“ selbst sprechen gerne von „Paradies“ und „Idylle“, wenn sie ihren Wohnort beschreiben. Überhaupt lebt dort eine sehr aktive Bewohnerschaft, die

sich in der bereits 1973 gegründeten Einwohner-Interessengemeinschaft Olympiadorf e.V. (EIG) engagiert, das Nachbarschaftsmagazin *Der Dorfbote* herausbringt und sich um eine qualitätvolle Belebung der Ladenflächen im Zentrum bemüht. Zahlreiche Besuchergruppen aus aller Welt erkunden regelmäßig das Dorf und stoßen bei vielen stolzen Bewohner*innen auf offene Türen. Seit 1998 besteht Ensembleschutz, seit 2020 gelten alle Gebäude im ehemaligen Männerdorf als Einzelbaudenkmäler und der Antrag um eine Bewerbung als Weltkulturerbe der Gesamtanlage wird aktiv vorangetrieben. Wen wundert es da, dass das Olympiadorf innerhalb Münchens mittlerweile zu den begehrtesten Wohngebieten gehört. „Wenige ziehen wieder weg. Die meisten Umzüge finden innerhalb des Dorfes statt –

*Olympisches Dorf München, Blick vom Olympiaturm, 2019
(Foto: Natalie Heger)*





Olympisches Dorf München, Autofreies Wohnen, 2008
(Foto: Natalie Heger)

eine Tatsache, die für die Lebensqualität hier spricht.“, schreibt die EIG auf ihrer Webseite und titelt: „Leben im Olympiadorf – Der ganz besondere Dorf-Spirit“.

Rückblick

Blickt man in die Zeit direkt nach den Olympischen Spielen zurück, als die rund 12.000 Sportler*innen ausgezogen waren und die frisch sanierten Wohnungen zum Verkauf angeboten wurden, stellte sich die Situation noch ganz anders dar. Das damals eher negativ geprägte Image der neuen Stadt – als „Betonburg“ und „Geisterstadt“ in den Schlagzeilen – hatte einen jahrelangen hohen Leerstand zur Folge. Die unwirtliche Umgebung wie das östlich und nördlich angrenzende Industrieareal, das noch spärliche Grün der Freiräume und düstere Meldungen zur Kriminalität in der Siedlung, trugen zu dem über Jahre anhaltenden, schleppenden Wohnungsverkauf bei. Ein Leben in dieser „Retortenstadt“ schien zunächst nur Wenigen attraktiv. Hintergründe für die zögerliche Akzeptanz der Planstadt liegen auch in der Planungsgeschichte selbst begründet.

Rund vier Kilometer nördlich des Stadtzentrums von München sollte auf einer 280 Hektar großen Fläche eines ehemaligen Flugplatzes die „Olympiade der kurzen Wege“ entstehen. Der 1967 ausgelobte Wettbewerb zum Olympia-gelände Oberwiesenfeld war mit rund 100 teilnehmenden

Büros einer der größten und aufgrund seiner politischen Dimension auch einer der bedeutendsten seiner Zeit. Den ersten Preis gewann das Stuttgarter Büro Günter Behnisch mit Jürgen Joedicke. Nach einer Überarbeitung der Stadionüberdachungen der ersten und dritten Preisträger beauftragte die Olympia-Baugesellschaft das Büro Behnisch mit der Planung der Sportstätten im südlichen Bereich und das Stuttgarter Büro Heinle, Wischer und Partner (HWP) als dritten Preisträger mit der Planung des Olympischen Dorfs und des Olympia-Pressenzentrums (später zentrale Hochschulsportanlage). Dies hatte zur Folge, dass zum Olympischen Dorf kein weiterer Wettbewerb ausgerichtet wurde. Die Fachwelt war aufgebracht und die Erwartungshaltungen an HWP hoch, denn es sollte der Welt zu den Olympischen Spielen ein herausragendes Wohnmodell präsentiert werden. Es blieben nur fünf Monate Zeit zur Entwicklung eines tragbaren Konzeptes. Die Architekt*innen, die in vorherigen Projekten bereits Erfahrung mit systematischen Planungsmethoden gesammelt hatten, entwickelten daraufhin ein spezielles Entwurfsverfahren (mehrstufige Optimierung). HWP stellten ein interdisziplinäres Fachgremium aus 16 Fachberater*innen zusammen, die in fünf Stufen die Entwurfsstudien der 22 Architekt*innen aus dem eigenen Büro prüften und bewerteten. Wesentliches Ziel war es, eine möglichst große Vielfalt an Konzepten zu erzeugen und durch die stufenweise Bewertung und schrittweise Reduktion



Olympisches Dorf München, *Individuelles Wohnen dicht gepackt*, 2009 (Foto: Natalie Heger)

am Ende den besten Entwurf zu ermitteln. Die anfangs 57 städtebaulichen Konzepte wurden somit Schritt für Schritt zu einem Ergebnis geführt, das unmittelbar in die Realisierungsplanung ging. Die kurze Planungszeit und schnelle Umsetzung waren nur durch die besonderen Rahmenbedingungen der Olympischen Spiele möglich gewesen.

Kinder- und familienfreundliche Wohnanlage

Die städtebauliche Grundstruktur des Olympischen Dorfs ist eine Verzahnung von verdichteten Wohnclustern aus unterschiedlichen Terrassenhaustypologien und großräumigen, öffentlichen Grünflächen. Die gesamte Wohnstadt ist oberirdisch ausschließlich fußläufig erschlossen, während der motorisierte Individualverkehr auf der Ostseite in Fahrgassen geleitet wird. Das Olympische Dorf ist zudem durch zwei U-Bahn-Haltestellen gut an das Münchner Stadtzentrum angebunden. Die Trennung des Fußgänger- und Autoverkehrs macht im Olympischen Dorf einen wesentlichen Teil der Wohnqualität aus und war ein Grund, weshalb die Wohnstadt 2006 mit dem Gütesiegel „Kinder- und familienfreundliche Wohnanlage“ ausgezeichnet wurde. Grundsätzlich lassen sich drei Bereiche voneinander abgrenzen: das Olympische Dorf der Männer, das Olympische Dorf der Frauen (von Werner Wirsing und Günther Eckert, Studentenwohnanlage 2010 durch Neubauten ersetzt) und das „Dorfzentrum“ mit Ladenzeile und angelagerten sozia-

len Einrichtungen wie Kindergärten und Grundschule. Vom Zentrum aus leiten verschieden farbige Rohre (Media-Linien, Entwurf Hans Hollein) in die unterschiedlichen Wohnbereiche und Grünflächen. Die dichte, urbane Wohnstruktur des Olympischen Dorfs mit rund 5.000 Wohneinheiten (davon heute etwa 2.000 im Studentenquartier) reicht vom 1-Zimmer-Apartment über Penthousewohnungen in Hochhauslage bis hin zu eingeschossigen Atrium-Reihenhäusern mit Garten. In sieben unterschiedlichen Wohnhaustypen sind insgesamt rund 70 verschiedene Grundrisse (1- bis 5-Zimmerwohnungen) verteilt.

Nach einem vollständigen Verschwinden der Typologie Terrassenhaus in den 1980er Jahren, wurden die Potenziale dieser Wohnform im 21. Jahrhundert wiederentdeckt. Kein Wunder, denn das Terrassenhaus bietet viele Vorzüge und macht ein dichtes, grünes, gemeinschaftliches und wie im Falle des Olympiadorfs als Terrassenhausstadt, sogar autofreies Leben möglich – alles Vorzeichen für die drängenden ökologischen und sozialen Aufgaben des Wohnungsbaus heute. Insofern lohnt der Blick auf gute Beispiele wie in der von Gerhard Steixner und Maria Welzig im vergangenen Jahr herausgegebenen Publikation „Luxus für alle“, in der das Olympische Dorf München in 12 Meilensteine des europäischen Terrassenwohnbaus eingereiht wird.

Die Autorin

Dr. Natalie Heger ist Architektin und Mitbegründerin der interdisziplinären Kooperative u Lab, Studio für Stadt und Raumprozesse. Sie lehrte und forschte viele Jahre an der Universität Kassel und ist derzeit an der Frankfurt University of Applied Sciences am Forschungslabor Baukultur und Siedlungsbau der Nachkriegsmoderne tätig.



Zum Weiterlesen

Natalie Heger: *Das Olympische Dorf München, Planungsexperiment und Musterstadt der Moderne*. Berlin 2014.

Stefanie Hennecke, Regine Keller, Juliane Schneegans (Hg.): *Demokratisches Grün Olympiapark München*. Berlin 2013.

Das neue Leben des Leistikow-Adlers

Von Dieter Wesp, Frankfurt am Main

Der von Hans Leistikow 1925 entworfene Stadtadler im Stil der Neuen Sachlichkeit, war ein radikaler Versuch, durch Verzicht auf Krallen, Krone und Zunge das aus der Tradition der kaiserlichen Reichsstadt stammende Signet demokratisch zivilisiert darzustellen. Doch wofür steht der Adler heute?

Der Entwurf war bereits in den 1920er Jahren umstritten, die *Frankfurter Post* bezeichnete den Leistikow-Adler als „Frankfurter Stadtmaikäfer“, in der Stadtverordnetenversammlung wurde er als „verkümmerte Eintagsfliege“ beschimpft oder mit einer „Reklamemarke für Reemtsma-Zigaretten“ verglichen. Ernst May verteidigte das Signet und so prägte es in der Zeit der Weimarer Republik die amtlichen Kopfbögen der Stadt und wurde auch bei öffentlichen Veranstaltungen wie der Einweihung der Neuen Alten Brücke 1926 prominent verwendet.

1936 wurde der Leistikow-Adler von den Nationalsozialisten endgültig wieder abgeschafft und unter Bezug auf heraldische Vorbilder ein Frankfurter Adler – nun wieder mit Krone, Zunge und Krallen – entworfen, der in veränderter Form bis heute fortbesteht. Lediglich in der Ehrenplakette der Stadt Frankfurt und der damit verbundenen Ehrennadel wird der Leistikow-Adler heute noch offiziell verwendet. Im Unterschied dazu hat das Leistikow-Signet in verschiedenen Bereichen der Frankfurter Subkultur eine regelrechte Renaissance erfahren.

Einer breiten Öffentlichkeit wurde dies deutlich, als am 24. Oktober 2019 vor 47.000 Zuschauern im ausverkauften Waldstadion vor Beginn der Europapokalpartie Eintracht Frankfurt gegen Standard Lüttich die Eintracht-Fans eine perfekt inszenierte Choreographie ausrollten, in deren Mittel-



Logo der Gossenpost,
(Abbildung: Gossenpost)

punkt der Leistikow-Adler stand. Zwar ist dieser Leistikow-Adler regelmäßig bei Eintracht-Heimspielen als einzelne Fahne zu sehen, doch so groß und prominent war er noch nie in der Öffentlichkeit aufgetreten. Er hat einige Veränderungen durchgemacht, trägt ein Bowler-Hütchen, lange Wimpern, bleckt die Zähne, schwenkt eine schwarz-weiß karierte Fahne in der einen und ein Apfelweinglas in der anderen Krallenhand. Die Spurensuche nach den Initiatoren dieser

Choreographie führt zu einer Untergruppe der Frankfurter Ultras, den DROOGS.

Diese Fanggruppe gründet sich 1999 nach dem Spiel gegen Kaiserslautern, als die Eintracht sich in letzter Minute mit einem durch Jan Åge Fjørtoft erzielten 5:1 vor dem Abstieg rettet. Der Name DROOGS stammt aus dem russisch geprägten Kunstslang, der im Roman *A Clockwork orange* von den Mitgliedern der Straßengang verwendet wird und „Freunde“ bedeutet. Ein starker politischer Bezugspunkt für die Gruppe, da „bekanntermaßen die Protagonisten des Romans von Anthony Burgess, dessen Inhalt (bedingungslose Freiheit, Auflehnung gegen die bürgerliche Ordnung, Kritik gegenüber dem Staatsapparat) eine faszinierende Wirkung auf die damaligen Gründungsmitglieder ausübte.“ In diesen politischen Kontext passen die DROOGS auch den Leistikow-Adler ein, dessen Geschichte sie genau ken-

nen und der durch das Verbot von 1936 gut zum explizit antirassistischen Selbstverständnis der Gruppe passt.

Die Weiterentwicklung des Signets erklären die DROOGS so: „In der bunten und kreativen Fanszene von Eintracht Frankfurt findet man den Leistikow-Adler an einigen Stellen wieder (Aufkleber, Tattoos, Fahnen, etc.), schließlich identifizieren wir uns alle mit derselben Stadt und demselben Verein. Stadtwappen sind dabei ein verbindendes Element [...] Deswegen auch die Wahl des Leistikow-Stadtadlers. Die vorgenommenen Änderungen am Wappen lassen sich leicht erklären: Der Adler hält ein Apfelwein-Glas in der Kralle, weil wir alle nicht genug von unserem „Nationalgetränk“ bekommen können [...] Die schwarz-weiße Fahne steht natürlich für unser Dasein als Fußball- bzw. Eintracht-Fans. Die Melone sowie die Wimpern trägt der Adler in Anlehnung an den Roman *A Clockwork Orange*, welcher bei unserer Namensgebung eine entscheidende Rolle gespielt hat. Das Ganze ist daher eine Melange aus verschiedenen Elementen und Einflüssen.“

Auch in einem anderen Teil der Frankfurter Subkultur spielt der Leistikow-Adler eine nicht zu übersehende Rolle: in der Sprayer-Szene. Seit 2016 dokumentiert ein *Gossenpost* genanntes etwa jährlich erscheinendes Graffitimagazin die Vielfalt der gesprühten Tags, Pieces und Murals in Frankfurt und Offenbach. Die Auflage des 100 Seiten umfassenden Magazins ist auf 300 Exemplare limitiert und ist nicht über den Buchhandel, sondern zu bestimmten Terminen nur über einschlägige Szenetreffpunkte wie die Kneipe „Biertonne“, der Sprayer-Laden „Canpire“ oder das „Fanhouse Louisa“ erhältlich. Mit letzterem Ort schließt sich der Kreis zu den Eintracht-Fans.

Auch Matthias Thoma, Leiter des Eintracht-Museums, sieht deutliche Überschneidungen zwischen Sprayer- und Eintracht-Fan-Szene, besonders sichtbar in den großflächigen Wandbildern (Murals) „Für immer Waldstadion“ in der Heidestraße, „Charly Körbel als UEFA-Cup-Sieger 1980“ in der Werrastraße und dem „DFB-Pokal 2018“ an der Ecke Grüneburgweg/Unterlindau.

Leistikows Adler bekommt in der Version der *Gossenpost* einen Filzstift und eine Spraydose in die Krallen und wird mit dem Anarcho-Zeichen auf der nach Herrschaftslosigkeit strebenden radikalen politischen Linken eingeordnet. In Form von Aufklebern lässt sich dieses Logo an vielen Plätzen in der Stadt entdecken: an Lichtmasten, Umspannkästen, Rolltreppen und anderen Orten mehr.



Adaptierter Leistikow-Adler der DROOGS im Frankfurter Waldstadion, 24.10.2019 (Foto: Kerstin Dittrich)

Der Leistikow-Adler hat eine erstaunliche Karriere gemacht. Gleichzeitig zeigt seine Nutzung in der Frankfurter Subkultur, welche Qualität die beinahe 100 Jahre alte Gestaltung noch heute besitzt. Schon der Entwurf von 1925 verzichtete bewusst auf die Machtsymbolik des alten Frankfurter Adlers, die vor allem in der Krone repräsentiert war. Die heutige Verwendung und Umgestaltung des Signets in der Fanszene und der Sprayerkultur radikalisiert diesen Anspruch mit der anarchistischen Forderung nach einer Ordnung ohne Herrschaft.

Der Autor

Dieter Wesp ist Stadthistoriker und Stadtführer, sowie Mitglied des Leistikowkollektivs, das sich um das Leben und Werk von Hans und Grete Leistikow kümmert und auch die Patenschaft für das Grab von Hans Leistikow auf dem Frankfurter Südfriedhof übernommen hat.



Zum Weiterlesen

Konrad Schneider: *Der Frankfurter Adler*. Frankfurt am Main 2011.

www.droogs99.de

The ernst-may-gesellschaft is a Member of the Iconic Houses Network

by Natascha Drabbe, Utrecht

In January of this year, Iconic Houses welcomed the mayhaus to its network, which is an international non-profit network connecting architecturally significant houses, artists' homes and studios from the 20th century that are open to the public as house museums via its website iconichouses.org. The platform also focuses on advocacy, preservation, house museum management and cooperation among the house museum professionals who manage these museums. We are very pleased with the mayhaus joining us. You may wonder: Can we consider the mayhaus iconic?

The Absolute Masterpieces

By "Iconic Houses", we usually mean the highlights of architectural history such as the Rietveld Schröder House by Gerrit Rietveld (Utrecht 1924), the Villa Savoye (1931) by Le Corbusier in Poissy, France or Fallingwater (1939) by Frank

Lloyd Wright in Mill Run, Pennsylvania, USA. Listed on the UNESCO's World Heritage List, these are extraordinary homes that have inspired generations of architects. And we do represent the "wow-houses", this premier league that you also find in TV series like the BBC's "The World's Most Extraordinary Homes". In addition to showing these masterpieces (often detached villas as ideal weekend/holiday homes), which were designed for individual wealthy clients, and maybe contrary to what the name Iconic Houses might suggest, Iconic Houses is very active in reaching out to co-ops of experimental housing estates, to include modern museum apartments of modest size and character, which were realized for the masses with social ideals by avant-garde architects in the 20th century.

Iconic Housing

It is our aim to unlock these stories for architectural students, architects, museum professionals and journalists, but just as well and perhaps especially for a wider audience of architecture and design lovers, interested in the history of living and wanting to experience how people lived in the past during a visit. And we are glad that an increasing number of museums have become accessible to the public as museum homes and operate as historical "show homes" – time capsules displaying how factory or middle-class



Casa Orgánica, Mexico City (Photo: Andres Salinas Popp, DSC 0343)



Van Schijndel House, Utrecht (Photo: Imre Csány, DAPh 2012)

workers lived in the 20th century. These experiments in living were often progressive designs showing (mainly) improvements in sanitary and hygienic facilities. Later on, other ideals were added, as the examples in our curated list indicate. Each and every one of them is an idealistic design, intended to bring more joy as well as practical improvements to the lives of their residents.

The mayhaus is an excellent example of a dwelling for “the common man”. And the mayhaus is not the only example of social housing that has been given the status of a museum house listed on the website as an example of how the common man lived in the 20th century. The 15 housing projects that are currently among the 150 “Iconic Houses” in total can all be booked for a guided tour. So far, they are mainly in the Netherlands, Germany, France, Spain and the UK. Among the highlights is Taut’s Home in Berlin (1930) at the UNESCO World Heritage site at the Horseshoe Estate, which can be rented to stay overnight. This is probably the closest you can get to the spirit of emergent Modernism and the Golden Twenties in Berlin.

Another fine example of social housing is the Casa Bloc Museum Apartment in Barcelona (1932-1939), originally initiated by the Catalunya Government with the objective

to create quality modern housing that met the basic standards of living for workers in need. It was designed by architects Josep Lluís Sert, Josep Torres Clavé and others. One of these apartments has now been restored to its original state.

Pioneers of the Dutch Modern House

Ten of the “Iconic Houses” come from the Netherlands, where our network is based. Because our country has such a strong tradition in town planning and social housing, we will organize five online modules with lectures and house tours, titled Pioneers of the Dutch Modern House, in September. These modules substitute our in-person biennial international conference that was scheduled for last year. They will focus on the development of the Dutch home in the 20th century, with experts who will explain the developments. The online event consists of five modules to go live on Thursdays, i.e. on 2, 9, 16, 23 and 30 September 2021. We will explore 20th-century Dutch architecture from the Amsterdam School to Post-Modernism, visiting twenty wonderful homes by Gerrit Rietveld, J.J.P. Oud, Brinkman & Van der Vlugt and many others, not only in Utrecht, Rotterdam and Amsterdam, but spread all over the Netherlands. Several of these are examples of social housing – an area in which the Netherlands is particularly rich. More



Tauts Heim, Berlin (Photo: tauts-heim.de)

information about the themes addressed in the conference and the speakers can be found on <https://www.iconichouses.org/news/6th-iconic-houses-conference-2021>

Expanding the Network

The social and middle-class housing projects that we hope to welcome in the future to our network include, among others, the Laubenganghäuser in Dessau, an apartment in Niemeyer's Copan building in São Paulo, an apartment in Sven Markelius' Markeliushuset in Stockholm and a town house in Mies van der Rohe's Lafayette Park in Detroit.

Hidden Gems

In addition to the "usual suspects", the advanced architecture professional or enthusiast will also be surprised by hidden treasures such as the brutalist Van Wassenhove House in Belgium, the minimalist style of a Van Schijndel House in the Netherlands or the narrowest house ever, the Keret House in Poland.

Icons at Risk

Last year, the activities were expanded enormously. In addition to the database of modern museum houses, there is now also a watch list with 60 houses worldwide that are at risk, demolished or saved from destruction.

Toolkits for Owners of a Modern House

In addition, there are toolkits providing free-to-access online resources to homeowners, supporting them in their

efforts to preserve their heritage with integrity. A toolkit for the USA has been developed in partnership with the Getty Conservation Institute in Los Angeles and another one for the Netherlands with the Cultural Heritage Agency of the Netherlands.

Inside Iconic Houses

For those who are eager to travel already online to these houses, we started a new program this year, "Inside Iconic Houses". It offers exclusive live-stream house tours every other week with the directors and curators of the houses in our network. Soon to come are the Horta Museum (1901) in Brussels, the Farnsworth House (1951) by Ludwig Mies van der Rohe near Chicago and the Casa Orgánica (1985) in Mexico City, the private house of architect Javier Senosiain, who will personally give us the tour.

The Author

Natascha Drabbe is Executive Director and Founder of Iconic Houses Network at the Van Schijndel House in Utrecht/ The Netherlands.



Potentials for World Heritage Modern Sites in Israel

by Eran Mordohovich, Israel

In 1999, the State of Israel ratified the 1972 World Heritage Convention. Since 2001, nine sites (two of which are serial sites) were nominated and inscribed as WH sites

The modern movement in architecture had a huge impact on the Zionist movement and on the built environment of Palestine – later Israel – since the 1920s. Still, only one site – the White City of Tel Aviv – was nominated as WH site (2003) till now. Tel Aviv was inscribed for its urban planning (Geddes Plan 1925) as well as its unique collection of buildings (approx. 4000 of them) representing the regional variants of modern architecture. The buildings were designed by architects who immigrated after training and experience in Europe and thus realized an outstanding ensemble of the modern movement in architecture, implemented in a new cultural context, integrated with local traditions and adapted to the climatic conditions of the place.

Examination of the Tentative List (TL) of Israel reveals that only one serial site represents 20th century heritage. Considering the richness, the amount and above all the way modernism reflects the history and narratives of the country, which was at certain periods a laboratory for experimental and avant-garde architecture and urban planning, it is surprising that 20th century heritage is so underrepresented in the country's current TL.

To "fill the gap", as UNESCO and ICOMOS put it, regarding the attempt to balance inscribed sites and TL, it is important to examine potential modern heritage sites in Israel with outstanding universal values (OUV), the foremost important criterion for being inscribed as a WH site.

Through the years, some ideas and initiatives were discussed regarding the possibility to include more Israeli modern heritage nominations in the TL. Till now, those initiatives did not mature into a more concrete step towards inscriptions. Israel's withdrawal from UNESCO in 2019 was, and still is, a drawback for the implementation of the world heritage convention, which also delays and complicates the promotion of the modern heritage sites.

Haifa & Jerusalem modernist architecture and planning

Haifa, which was a very important city for the British Mandate government (1920-1948), developed rapidly during the 1930s and 1940s. This development resulted in a massive collection of modern-style buildings and planning. Here, contrary to Tel Aviv, the modern style was widely adopted by the Jewish and Arab populations, as well as by the British. Due to its steep topography and its mixed ethnical makeup, Haifa's modern heritage has its own flavor and uniqueness. When the White City nomination was formulated, one idea was to have both cities be part of a serial WH site. Another idea was to extend the nomination to Jerusalem as well, including its unique modern heritage in the application. In the end, it was the Tel Aviv nomination which developed and became a successful bid. As to Haifa, its municipality has been trying for some years to advance its modern heritage as a separate nomination. While there is a general consensus regarding the existence of the required OUV, the issue of the city's ability to protect and manage its heritage remains a setback. Once the city decision makers will make up their minds as to the more exact definitions of the nomination, it must first go into the TL.



Talpiot Market in Haifa, 1940 (Photo: Haifa city archive)



Nahalal, Aerial view, 2016 (Photo: ZeevStein; CC BY-SA 4.0)

Degania & Nahalal, cooperative and communal settlements

These two settlements (established in 1910 and 1921, respectively), both located in the north of Israel, represent the establishment of the first kibbutz and moshav with designs and physical forms representing the ideological-social patterns of the late 19th and early 20th century. The plans of the two settlements represent the ideologies and the ideals the first settlers and the designers had. While the plan is the essence, especially in Nahalal's round scheme, the architecture in both sites also represents early modern-style buildings, which were adapted to the very warm climate and to the social functions serving communal and educational aspects.

While the State of Israel, in 2000, had decided to include those sites in the TL because of their OUV, the communities themselves were never too keen on supporting the initiative to become WH sites. Fear of restrictions on current and future development of the historic core, as well as the wish to keep their intimacy and privacy, had withheld any progress in the advancement of the nomination. Meanwhile Nahalal, which is characterized by its perfect radial plan, had searched for a way to expand. A plan creating a second ring of houses is being implemented nowadays and manages to retain the basics of the original and utopian scheme. At the same time, the general assembly of the Degania kibbutz had rejected the idea to establish, on its grounds, a national museum dedicated to the idea of the kibbutz and the history and achievements of this movement. This rejection demonstrates the tension between OUV and the considerations of the community.

The kibbutzim

280 kibbutzim were established in Eretz Israel starting from 1910. Kibbutz planning presents a unique architectural challenge, for the kibbutz is a voluntary way of life based on equality, mutual aid and full partnership in all the social and economic aspects of life, including property and

land. In many of the kibbutzim, established between the 1920s and the 1950s, a rich cultural landscape and an architectural modern heritage directly connected to the ideals of the kibbutzim movement are still demonstrated. The most prominent architects had designed the landscapes and architecture of the kibbutz, which were in many cases progressive and experimental. Parallel to the "high" designs, a "vernacular" architecture was implemented, reflecting the communal and agricultural nature of the life. The heritage of the kibbutzim is much about the ideals and the communities and therefore can be considered as non-tangible heritage as well. The kibbutzim movement suffered a great economical and social crisis in the 1980s, which led to trends of privatization, which in turn led to neglect and careless changes of the communal buildings and of the urban and landscape schemes. Questions of what should be preserved, where and how to do it, in combination with a much-needed process of regeneration in many of those communities, led to a dead end regarding the formulation of a coherent proposal for a nomination.

Beersheba

Modern-era Beersheba, established by the Turks in 1900, was captured by the IDF in 1948 and very quickly was destined by the institutional planners as a "new city" and as "the capital of the Negev". It was therefore subject to massive government construction activity from the 1950s till the 1970s.

As such, the city has a concentration of architectural works that private enterprise could not have promoted with the same intensity and concentration. The housing estates in the city were established as public housing, just as sets of public and commercial buildings were all designed and financed by the state. The combination of being a major city in the region and massive government investments promoted Beersheba and consequently also promoted the brutalist architecture in the city. Many public buildings and housing estates in Beersheba were built with contem-



Communal house in kibbutz Ein Harod, 1920s (Stereo photo: American Colony (Jerusalem); G. Eric and Edith Matson Photograph Collection)

porary and experimental architectural and urban ideas. The leading idea was that a single building does not exist as such, but as a network of different functions. The design of this concrete architecture and urbanism in the desert context and the ideas of a new town presented by the nation to its newcomers single out Beersheba as the brutalist capital of Israel. This spirit was then adopted by the designers of the new university of the city – later named after David Ben Gurion, Israel’s first Prime Minister.

In 2015, a group of academics and local activists had compiled a nomination proposal for the TL (named then: “*The ensemble of brutalist architecture in Beersheba as a model of national and climatic translation of international architectural ethic*”) to the Israeli world heritage committee, as an act to bring the issue of conserving this heritage into local, national and international awareness. The idea was to connect the conservation with urban renewal and the regeneration of public and private schemes. Since this symbolic act, no further action followed regarding the WH convention.

Erich Mendelsohn

Erich Mendelsohn, one of the most influential architects in the first half of the 20th century, had designed buildings in many countries, marking his creativity and immigration trail around the globe. In early 1935, three years after leaving his homeland Germany, he had moved his main activity to Palestine. Here, he was already known and had connections with influential figures such as Chaim Weizmann and Salman Schocken, his patron since the early 1920s. In Palestine, Mendelsohn designed about twelve projects “numbering among the most ambitious in the land”.

Many of Mendelsohn’s projects still exist today, a few in their almost original state, but most of them deformed and changed significantly in later years. Five of the projects are in Jerusalem and – in a certain way – represent more than others: the synthesis between the West and the East that Mendelsohn managed to create in his designs.

Being subject to a continuous threat of demolition or critical alteration schemes and without any really strong legal protection, the idea to provide the Mendelsohn heritage with an extra protection by nominating his local oeuvre as a serial WH site has been circulating for some years among heritage researchers and practitioners. Due to the internationally widespread projects and recognition of Erich Mendelsohn as a key figure in the development of modern architecture, the idea of cross-border serial nomination has a basis for further development. Here, we need a combined international effort to advocate a proposal that will represent the OUV, authenticity, integrity and feasibility of several well-selected examples of Mendelsohn works and that will serve the aim of giving this heritage proper and international recognition and protection.

To conclude

Israel’s modern history is closely associated with modern architecture and with ideologies that were translated into physical realities. Israeli modern heritage is well known around the world and was officially and publicly recognized with the nomination of Tel Aviv’s White City as a WH site. Yet, the underrepresentation of modern built heritage in the country’s list of WH sites and its TL should be addressed in the very near future by UNESCO officials, decision makers, heritage officers and activists.

The Author

Eran Mordohovich lives and works in the north of Israel. He is an architect and currently the chairperson of the board of ICOMOS Israel.



For more information

Michael Turner: *The Tentative List and World Heritage Sites of the State of Israel*. Jerusalem 2000/2010.

Galia Bar Or, Yuval Yaski: *Kibbutz – Architecture Without Precedents*. Ein Harod 2010.

Ita Heinze-Greenberg: “I’m a free builder. Architecture in Palestine, 1934-1941”, in: Regina Stephan: *Erich Mendelsohn – Dynamics and Function*. New York 1998.

www.brutalist-architecture.org

Heiße Sommer gestern und heute. Ein Sonnenschutz aus den 1920er Jahren als Vorbild für heute?

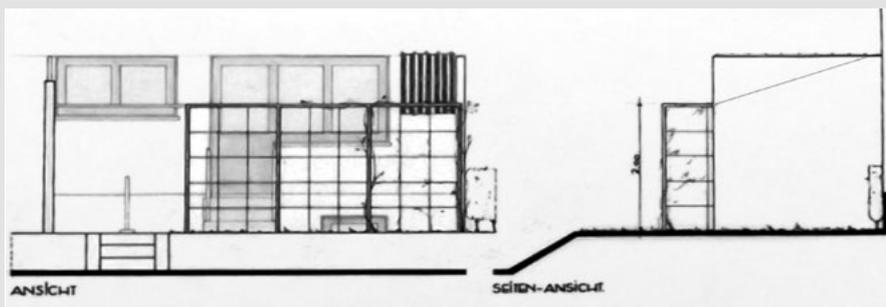
Von Christina Treutlein, Frankfurt am Main

Dass im Sommer die Sonne scheint und das Thermometer gelegentlich auch für mehrere Tage oder gar Wochen auf 30 Grad und höher klettert, ist ein Phänomen, das sich in den letzten Jahren zugespitzt hat. Heiße Sommer jedoch gab es auch in den späten 1920er Jahren, als die Siedlungen des Neuen Frankfurt gebaut wurden und von Klimawandel noch nicht die Rede war

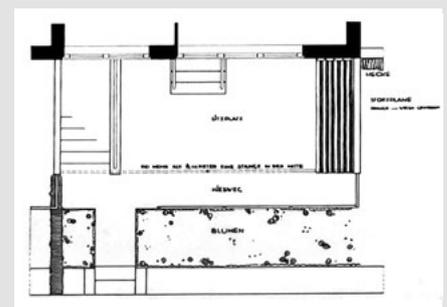
Da die Menschen damals nicht hitzetoleranter waren als wir es heute sind, verwundert es kaum, dass sich vor allem die Mieterinnen und Mieter der Wohnungen und Häuser über starke Sonneneinstrahlung beklagten, deren Terrassen gegen Süden ausgerichtet ist. In den flach gedeckten Häusern beispielsweise der Siedlung Römerstadt gab und gibt es keinen isolierenden Dachboden und an den fassadenbündig eingesetzten Fenstern waren keine Rollläden vorgesehen. Auch auf die ungeschützt vor den Wohnungen liegenden, gepflasterten Terrassen prallte die Sonne nieder, so dass an warmen Sommertagen ein Aufenthalt dort nahezu

unmöglich war. Schon kurz nach der Fertigstellung der Häuser wandten sich die Menschen an die Vermieterin, die Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnung (ABG), mit dem dringenden Anliegen, einen Sonnenschutz anzubringen.

Die Notwendigkeit eines Sonnenschutzes war für die Architekten der ABG nachvollziehbar, nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil der Chefarchitekt Carl-Hermann Rudloff selbst ein solches Haus in der Siedlung Höhenblick bewohnte und mit demselben Problem konfrontiert war. So entwickelte er zusammen mit seinem Team eine kluge, zweiteilige Lö-



Frontal- und Seitenansicht der Terrasse mit Markise und Rankgerüst als Sonnenschutz, Plan 1928, Detail (Plankammer ABG Frankfurt Holding, alle Reproduktionen: Christina Treutlein)



Grundriss der Terrasse, rechts die zusammengegraffte, gestreifte Stoffplane, Plan 1928, Detail



Die gen Süden ausgerichteten Terrassen Im Burgfeld mit Rankpflanzen als Sonnenschutz, Ansichtskarte, um 1930 (Privatsammlung Christina Treutlein)

sung, die eine Markise zusätzlich zu den Rankpflanzen über der Terrasse vorsah als auch ein vertikales Rankgerüst, welches vor der Terrasse im Blumenbeet aufgestellt werden sollte. Die Blätter der daran entlangwachsenden Pflanzen schirmten die tiefer stehende Sonne ab und durch ihre Wasserverdunstung kühlten sie gleichzeitig ihre Umgebung. Stand die Sonne zur Mittagszeit im Zenit, sollte eine orange-weiß gestreifte Stoffplane ausgerollt werden können. Im Gegensatz zu den heutigen Markisen, die an der Hauswand befestigt sind und aufgerollt werden können, wurde das Modell aus den 1920er Jahren an der Betontrennwand zur

Nachbarterrasse befestigt und dort durch einen Kurbelmechanismus zusammengerafft bzw. von der Seite her über die Terrasse gespannt.

Was für ein schönes, an den Süden erinnerndes Bild hätte dieser Anblick abgegeben. Die fröhlichen orange-weißen Markisen vor den strahlend weißen Hauswänden mit blauen Fensterrahmen und dem frischen Grün in den Blumenbeeten. Die Sonnenschutzideen von damals könnten auch heute als Vorbild für einen modernen, intelligenten und ökologisch sinnvollen Sonnenschutz dienen.



Schaubild der sonnengeschützten Terrasse mit berankten Gerüst, Plan 1928, Detail

Die Autorin

Christina Treutlein arbeitet als stellvertretende Geschäftsführerin für die ernst-may-gesellschaft und verfasste eine kunsthistorische Dissertation zu Carl-Hermann Rudloff. (Foto: Ottmar Gleißner)







Lieblingsfoto der Redaktion

*Eine helle Linie führt diagonal über das Bild. Sie trennt Naturraum von neuer Stadt, genauer: Niddaue von Römerstadt. Das Team um Ernst May konzipierte ab 1925 für Frankfurt ein Trabantensystem aus neuen Siedlungen, die nach Möglichkeit in der Natur eingebettet sein sollten. Insbesondere entlang der Nidda konnte diese städtebauliche Idee verwirklicht werden. Das Foto aus dem Jahr 1928 zeigt dieses Konzept eindrucksvoll. Am Horizont ist Ginnheim erkennbar. Hier wurden die kleine Siedlung Höhenblick sowie die Wohnhäuser von Martin Elsaesser und Ernst May errichtet. Das weiß strahlende Wohnhaus von May ist links im Bild deutlich erkennbar. Doch was geschieht im Vordergrund? Sollte es via Straßenbahn in die Römerstadt gehen? Nein – die Schiene wurde für Materialtransport und Bauarbeiten an der Bastionsmauer am Rand der Römerstadt benötigt. Diese massive, festungsartige, zwei Kilometer lange und bis zu drei Meter hohe Mauer aus Beton ist an den Wegekreuzungen durch halbkreisförmige Bastionen (links im Bild) unterbrochen, welche als öffentliche Grünflächen und Aussichtspunkte dienen. Im Zuge des Bundesförderprogramms „Nationale Projekte des Städtebaus“ sollen diese Grün- und Freiflächen bis 2025 denkmalgerecht instandgesetzt und ertüchtigt werden. (ps)
Foto: Hermann Collischonn (emg, NL Rudloff, Inv.-Nr. 11-11-02)*

„Inside Aleppo“ – Eine Fotografie-Ausstellung in der Römerstadt

Von Rami Tawil, Frankfurt am Main

Im Februar 1989 wurde ich in Aleppo geboren. In der über 12.000 Jahre alten Stadt gibt es unzählige kleine Gassen, gemütliche Ecken und Winkel, die eine Wärme ausstrahlen, welche ich in meinen Fotografien vermitteln möchte

Ich bin im Dezember 2012 aus Syrien geflohen und kam im April 2015 nach Deutschland. Die Zeit dazwischen verbrachte ich im Libanon, wo ich meine fotografischen Fähigkeiten verfeinerte und gleichzeitig als Grafikdesigner arbeitete.

Es gibt viele Gründe, warum ich mich für Deutschland und nicht für ein anderes Land entschieden habe. Seit meiner Jugend träumte ich davon, in einem Land zu leben, in dem ich meine Ziele und Träume verwirklichen kann. Deutschland ist für mich der perfekte Ort, um Sicherheit und Frieden in einer multikulturellen Umgebung zu finden. Hier leben Menschen mit den unterschiedlichsten Hintergründen friedlich zusammen, ähnlich wie in Syrien vor dem Krieg. Deutschland soll das Land sein, wo ich ein neues Leben beginnen möchte, nachdem ich in Syrien alles verloren hatte, was ich besaß und was ich mir dort aufgebaut hatte.

In Frankfurt am Main lebe ich seit 2016. Ähnlich wie Aleppo wurde Frankfurt vom Krieg beinahe völlig zerstört. Die Menschen hier haben ihre Stadt mit futuristischen Wolkenkratzern und anderen faszinierenden Gebäuden wieder aufgebaut. Dies zu sehen gibt mir Hoffnung, dass sich auch mein Heimatland nach dem Krieg wieder erholen wird. Nach einem fünfjährigen Studium an der Hochschule der Bildenden Künste Frankfurt habe ich kürzlich mein Diplom im Fach visuelle Kommunikation gemacht. Während des Studiums konnte ich mehrere Projekte über meine Heimatstadt realisieren – darunter auch die im Sommer 2020 im Kunstraum Gerd Wild in der Römerstadt gezeigte Ausstellung mit dem Titel „Inside Aleppo“, bei der die Architektur Aleppos und das Leben dort vor dem Krieg im Fokus stand. Meine Fotografien dokumentieren das verborgene

Gesicht der Stadt, welches die Menschen in den deutschen Nachrichten nur selten zu sehen bekommen.

Da mein Vater Bauunternehmer war, interessierte ich mich schon immer für die Architektur. Von klein auf inspirierten mich die sichtbaren Spuren der Geschichte Aleppos, welche vor allem in den Gebäuden zum Ausdruck kommen. Ich werde oft gefragt, warum all meine Fotografien schwarz-weiß sind? Der Grund ist einfach: Während ich die Fotos von Aleppo aufnahm, verwendete ich mehrere Kameras und verschiedene Filme, jeder mit seinen speziellen Farbdarstellungen. Deshalb beschloss ich, sie alle in Schwarz-weiß zu konvertieren, um eine Einheit zu schaffen, so dass der/die Betrachter*in die kleinen Details besser wahrnehmen kann, ohne von den lebhaften Farben abgelenkt zu werden. Ich habe das Gefühl, dass durch das Herausnehmen der Farbe der Bereich hervorgehoben wird, der meiner Meinung nach das Wichtigste ist. Gleichzeitig bekommt das Objekt meines Interesses so einen abstrakten Kern, in dem ich seine Schönheit und Einzigartigkeit wiederfinde.

Der Autor

Rami Tawil arbeitet als Visual Designer in Frankfurt am Main und engagiert sich ehrenamtlich im Garten-Team der ernst-may-gesellschaft. Weitere Fotografien und aktuelle Projekte unter www.ramita-wil.com oder Instagram RT.021





Der Haupteingang der Zitadelle von Aleppo. Sie ist das ikonische Symbol der Stadt und repräsentiert deren Vergangenheit und Gegenwart. Die Zitadelle gilt als eine der ältesten und größten der Welt. Ich nahm dieses Foto im Jahr 2012 auf, kurz bevor der Krieg in der alten Stadt Aleppo ausbrach.



Das Foto zeigt das Minarett der Großen Moschee von Aleppo. Sie wurde von den Umayyaden im frühen 8. Jahrhundert gebaut, das Minarett zu Beginn des 11. Jahrhunderts. Leider wurde das Minarett im Jahr 2013 zerstört. Ich nahm dieses Bild an einem Werktag kurz vor dem Gebet auf, wenn sich Familien im Innenhof der Moschee versammeln.



Zu sehen ist der traditionelle Straßenmarkt von Telal in Aleppo, der im Jahr 1910 gegründet wurde. Dort werden vor allem Tücher verkauft. Diese Straße ist einzigartig, da ihre Gebäude sowohl im osmanischen als auch im europäischen Stil gebaut wurden. Das Foto habe ich von einem Hotel aus aufgenommen, nur eine Woche bevor die Kämpfe in der Region begannen.



Dritte Orte Heute

Im Sommersemester 2021 initiierten Studierende der FRA UAS die Dialogreihe „Dritte Orte Heute“. An insgesamt sechs Abenden trafen sich die angehende Architekt*innen an unterschiedlichen Orten mit sehr verschiedenen, den jeweiligen Stadtraum prägenden Menschen, um im Gespräch mit ihnen zu erforschen, was das Besondere des jeweiligen Ortes ist. Am 10. Juni 2021 waren die Studierenden Claire Anna Newcomb, Julian Glunde, Paul Groß, Neal Hoey, Thanh Le und Laura Schupp zusammen mit Prof. Heinrich

Lessing zu Gast im Forum Neues Frankfurt und diskutierten mit Katharina Böttger (freie Kuratorin für das Stadtlabor-Projekt „Gärtnern Jetzt!“), Yvonne Boy (Bewohnerin Siedlung Praunheim), Alexandra Walker (Projektleiterin Hafengarten Offenbach) und Christina Treutlein (emg) über Grünräume in der Stadt. Die Aufzeichnung der lebhaften Diskussion sowie aller weiteren Gesprächsrunden können hier abrufbar: www.architektur-frankfurt-university.de/alle-blogposts/dritteorteheute (ct)

Anzeige

Veranschaulichend
und fundiert:

**Die frankfurter
bauhefte** schaffen
ein Bewusstsein
zur Entstehung von
Architektur in ihren
historischen,
gesellschaftlichen
und kulturellen
Zusammenhängen.

Nr. 01 aus der Reihe
frankfurter bauhefte.
Erscheinungstermin:
Juli 2021
ISBN 978-3-944405-57-5

schaff-verlag.de

schaff

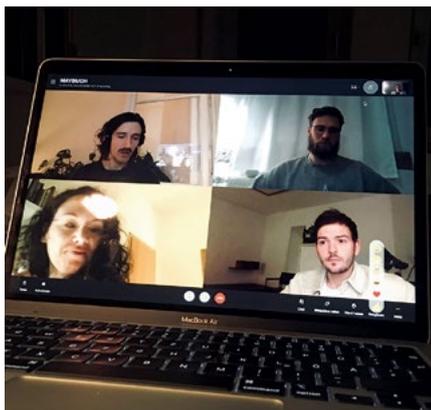
ARCHITEKTURVERMITTLUNG UND KULTURGESCHICHTEN

frankfurter
bauheft 01

LOTHAR AUGUSTIN
JULIA REUSING
JÖRG SCHILLING
TIM SCHUSTER

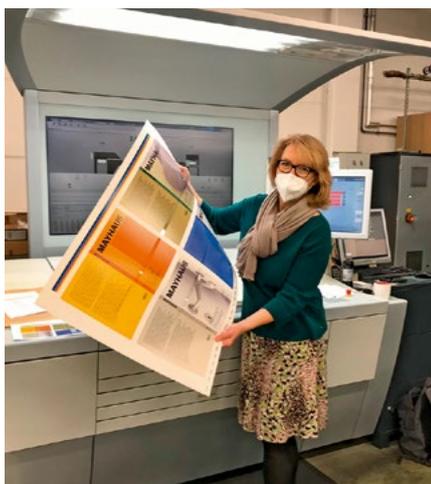
VOM
STUDIERENDEN-
HAUS ZUM
OFFENEN HAUS
DER KULTUREN
1951-2021





Making-of zum mayhaus-Buch

Die gemeinsame Erarbeitung Buches zum mayhaus hat uns große Freude bereitet. Vielen Dank an die Autorinnen Elisa Lecointe, Ulrike May und Annika Sellmann, die Lektor*innen Mircea Ogrin und Kerstin Wieland, den Fotografen Simon Keckeisen, die Gestalter Benjamin Franzki, Philipp Möller und Jan Münz sowie an die Verlegerin Petra Kiedaisch! (ps/ct)



Frankfurt und Tel Aviv bekennen sich zum gemeinsamen Kulturerbe der Moderne

Im Februar diskutierten im Rahmen der Onlinediskussionsreihe „Kontext, Kontrast, Kontinuität – Erhalt des kulturellen Erbes und Stadtentwicklung“ Regina Stephan (ICOMOS Deutschland), Birgit Kann (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung), Giora Solar (Architekt und Denkmalschutz Israel), Guy Kav Venaki (Stadtplaner, ehem. World Heritage Committee Israel) sowie Eran Mordohovich (Architekt und ICOMOS Israel) über die existierenden und potentiellen Weltkulturerbestätten des 20. Jahrhunderts in Deutschland und Israel. An diesem Abend unterzeichneten Kulturdezernentin Dr. Ina Hartwig und Planungsdezernent Mike Josef sowie ihr Tel Aviver Amtskollege First Deputy Mayor Doron Sapir anlässlich der 40-jährigen Städtepartnerschaft Frankfurts und Tel Avivs eine politische Absichtserklärung: Beide Städte bekennen sich zum Kulturerbe der Moderne, das mit dem „Neuen Frankfurt“ und der „Weißen Stadt“ beide Orte bis heute prägt, sowie zu dessen Pflege und Fortentwicklung. (ps)



(Fotos: avedition, Simon Gilmer, Philipp Sturm)



Ein Neues Frankfurt gestalten

Die Frankfurter*innen haben im Frühjahr gewählt und der Magistrat hat sich nach ein paar Holprigkeiten nun neu aufstellen können. Eine neue Farbpalette wird die Geschicke der Stadt bestimmen. Wir blicken für das Projekt des Neuen Frankfurt positiv in die Zukunft, denn der Koalitionsvertrag von Grünen, SPD, FDP und Volt verheißt Gutes: Sanierungsmaßnahmen in den Siedlungen des Neuen Frankfurt, Denkmalschutz stärken, Bewerbung des Neuen Frankfurt als UNESCO-Weltkulturerbe und Feiern des 100. Jubiläums des Neuen Frankfurt in 2025! Dass dies dem neuen Magistrat ein ehrliches Anliegen zu sein scheint, zeigt die Überschrift des Koalitionsvertrags: „Ein Neues Frankfurt gestalten“. Wir sind dabei und freuen uns darauf! (ps)

Aus den Gärten

Das Gartenjahr beginnt nicht erst, wenn die ersten Pflänzchen in den Beeten sprießen. Schon lange davor hat das Garten-Team die alten Gemüsesorten aus Saatgut auf der Fensterbank vorgezogen. Um den jungen Pflanzen einen guten Start im Beet unter freiem Himmel zu bieten, wurde der Boden mit nährstoffreichem Kompost aufgebessert. Die auf den Kleingarten und den Garten am mayhaus verteilten 700 Liter Feinkompost hat uns, wie

schon in den Vorjahren, RMB Rhein-Main Biokompost GmbH gespendet. Wir danken RMB herzlich für die Unterstützung!

Im Garten am mayhaus verteilten Harold Salinas, Rami Tawil und Bertold Runge den Kompost auf den Beeten. Die körperlich durchaus anstrengende Gartenarbeit ist derzeit vor allem für Harold Salinas eine willkommene Abwechslung zu seiner Vorbereitung auf

die Zulassung als Arzt in Deutschland. Ihm und den sieben weiteren, in unseren beiden Gärten ehrenamtlich Tätigen sei an dieser Stelle vielmals für ihr Engagement gedankt.

Der Garten am mayhaus kann zu den Öffnungszeiten des Musterhauses besichtigt werden und der Kleingarten steht bis einschließlich September an den jeweils ersten und dritten Samstagen im Monat für Besucher*innen offen. (ct)



(Fotos: Nina Rohloff, Bertold Runge)



radwerk

Fahrradreparatur
und Verkauf

Bernd Meyer – Meisterbetrieb

Hadrianstr. 1 – 60439 Frankfurt am Main

Telefon 069-76809790

E-Mail radwerkffm@gmail.com

Öffnungszeiten Di bis Fr 10 – 19 Uhr, Sa 10 – 14 Uhr

moderneREGIONAL

Online-Magazin für Kulturlandschaften der Nachkriegsmoderne

täglich frische Meldungen
alle 2 Wochen ein Newsletter
alle 3 Monate ein Themenheft
immer kostenfrei und unabhängig

www.moderne-regional.de

impresum

herausgeber

ernst-may-gesellschaft e.v.
hadrianstraße 5, 60439 frankfurt am main
telefon +49 (0)69 15343883
post@ernst-may-gesellschaft.de
www.ernst-may-gesellschaft.de

redaktion

philipp sturm V.i.S.d.P.
ulrike may, christina treutlein

autor*innen dieser ausgabe

helen barr, natascha drabbe, konrad elsässer,
maren ch. härtel, natalie heger, sabine hock,
andrea jürges, dorothee linnemann, ulrike
may, eran mordohovich, ruth müller, helga
roos, jörg schilling, philipp sturm (ps), rami
tawil, christina treutlein (ct), dieter wesp

gestaltung, layout und satz

astrid kumpfe, frankfurt am main

druck: WIRmachenDRUCK

die in einzelnen namentlich gekennzeichneten beiträgen geäußerten wertungen und positionen spiegeln nicht unbedingt die meinung der redaktion wider. alle rechte an texten und bildern liegen bei der ernst-may-gesellschaft und den autorinnen.

vorstand

prof. dr. klaus klemp (vorsitzender)
dr. peter paul schepp (stellvertreter und
schatzmeister)
dr. wolfgang voigt (stellvertreter)
dr. konrad elsässer
ulrike may
max mihm
dr. klaus strzyz
roswitha vāth
dr. christos vittoratos

wissenschaftlicher beirat

prof. dw dreysse
dr. thomas flierl
dr. eckhard herrel
dipl.-ing. heike kaiser
dr. claudia quiring

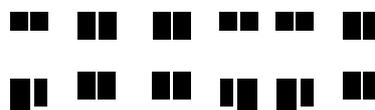
kuratorium

dr. evelyn brockhoff
prof. roland burgard
prof. dr. christian freigang
prof. luise king
dr. gerd kuhn
dr.-ing. wolfgang voigt
prof. dr. martin wentz

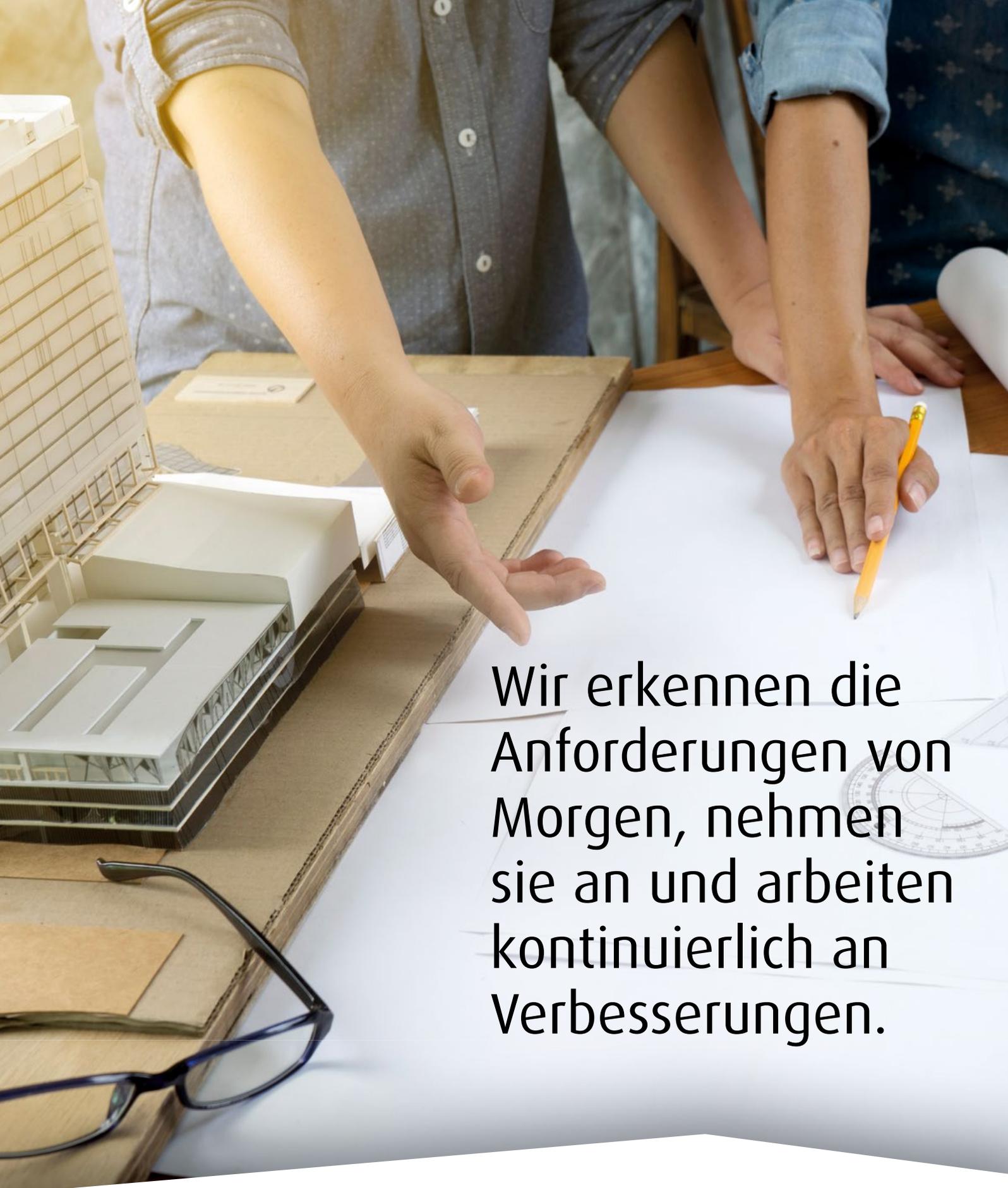
schirmherrschaft

peter feldmann, oberbürgermeister
der stadt frankfurt am main

ISSN: 2367-3141



ernst-may-gesellschaft e.v.



Wir erkennen die Anforderungen von Morgen, nehmen sie an und arbeiten kontinuierlich an Verbesserungen.